

Dämonen der Tiefe



Ein
Gottfried Bürger-Roman

von

Emil Habina.

abgeschlossen



Reichenberg 1922.

Verlag von Gebrüder Stiepel Gesellschaft m. b. H.

Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Für Amerika:
Copyright 1922 by Gebr. Stiepel Ges. m. b. H.,
Reichenberg.

Verlags-Nr. 61.

Druck von Gebrüder Stiepel Ges. m. b. H., Reichenberg.

„Wer unter euch ohne Schuld ist,
der werfe den ersten Stein!“

(Evang. Joh., 8. Kap., Vers 7.)

I.

Im Jahre des Heils 1772 wollte der letzte Tag gar nicht kommen. Wenigstens nicht im Göttinger Land, das von Schneewolken und bleiernem Dunst so verschattet lag, daß noch die achte Morgenstunde von den alten Türmen in dämmernde Dunkelheit hinab verkündet wurde. Mit Laternechen in den Händen tasteten sich die Tätigen, die Arbeit und Amt auf die schneeverwehten Wege zwang, durch die finsternen Morgenschauer, während all die Glücklichen, deren Tagewerk nicht so an Stunde und Pünktlichkeit gebunden war, — und deren gab es in jener friedlichen Zeit und gar in der halben Feiertagsbehaglichkeit des anbrechenden Silvestertages genug — die Decke fest über die Ohren zogen und die himeliche Wärme des Bettes noch ein Stündlein ganz auszukosten gedachten.

Zu Niedeck im Landstädtchen schmeckte diese letzte Stunde verlängerter Nachtruhe genau so gut wie im ganzen Göttinger Winterreich. Doch droben auf der sanftgewölbten Hügelkoppe, die neben Kirche und Pfarre auch das alte, breitgebaute Amtshaus trug, flimmerten die Kerzen aus allen Fenstern. Während der alte August Arnold, das Faktotum aller Niedecker Honoratiorenhäuser, Kirchendiener, Pfarr- und Gemeindegehilfe in einer Person, unten die festlichere der beiden Amtsstuben, die schon wochenlang nicht geheizt war, mit solchen Ofengluten füllte, als gälte es, die eisige Ruhe irgendeiner Nordpolecke auf einmal zur Hölle umzuwandeln, und während draußen sein ehrliches Hauskreuz knurrend den Schnee wegputzte, der über Nacht

auf die frischgelegten Wege gefallen war, flogen oben im ersten Stockwerk zwei junge Persönchen kehrend und luf- tend, staubwischend und lachend durch die Zimmer.

„Eigentlich ist's schade um all die Mühe“, sagte jetzt die Jüngere, ein sprudelfrischer Backfisch, und warf das blonde Morgenröpschen über die Schulter, „es ist wirklich schade. Der wird doch auch nichts merken von unsrer Plage und Putzerei.“

Das schmälere Gesichtchen der älteren Schwester lächelte, wobei der blasser Mund eine anmutige Linie wellte und die kleinen, unbedeutenden Augen sich verschönten. „Ach, du bist noch immer enttäuscht?“ fragte sie kopfschüttelnd. „Viel- leicht ist der heute achtsamer als der Predigtkandidat vom letzten Advent. Dann wird er staunend alles begucken, wie es blüßblank geschauert ist, und wird sagen: „Mademoiselle Gustchen, ich bewundere Sie. So eine Hausfrau könnte mein Junggesellenheim auch vertragen.“

Ein helles Pochen wirbelte in die graue Schneeluft hinaus, vor der der Blondkopf eben die Fensterflügel weit aufgetan hatte. Die Kerze auf dem nahen Schranke erlosch.

„Ach gut, jetzt tappt man sich schon zurecht“, meinte sie. „Ohnedies schlimm genug, daß wir so früh bei Kerzenlicht beginnen mußten. Das wird er gewiß gar nicht zu wür- digen wissen.“

Dorette, die Ältere, schlang den Arm um ihren Liebling. „Er wird dir sicher manche Artigkeit dafür sagen“, lachte sie. „Das ist kein weltfremder Gottesmann, sondern heißes Burschenblut, hat der Vater gesagt. Und mit Frauenzim- mern soll er schon manch tolle Affaire hinter sich haben. Vielleicht besser, er kommt uns beiden nicht zu nah.“

Ein ernster, fast starrer Zug bannte plötzlich alle Fröh- lichkeit von dem frühreifen blassen Gesicht.

Doch der blonde Irrwisch ergriff die Schwester mit beiden Armen und drehte mit ihr dreimal herum. „Ach

nein, er soll nur kommen. Ich habe mich schon so auf ihn gefreut. Endlich etwas Abwechslung in dieser grauen Öde. Und es soll ein sehr lustiger Silvester werden mit Punsch und Bleigießen und allerlei Schicksalsfragen. Du, was ich alles zu orakeln hab . . .“

Da polterte eine raue, aber grundgütige Stimme hinein.

„Aber vorläufig mal Ordnung, ja? Das sieht ja noch aus wie zwischen dem ersten und zweiten Schöpfungswort. Dann soll die Alte herauf und Feuer machen. Unten krachen schon die Ofenwände vor Rotglut, und hier klappert man mit den Zähnen.“

Vater Johann Karl Leonhart, Amtmann zu Niedeck, war in warmen Hauspantoffeln plötzlich und unhörbar ein- getreten. Sonst glänzte sein äußerer Mensch bereits in schwarzer Feiertagstracht, nur die Perücke fehlte noch auf dem ergrauenden breiten Haupte. Der unförmig große, nur durch seine Gutmütigkeit gemilderte Mund verzog sich lachend bis zu den Ohren hin, als er jetzt fortsetzte: „Ihr natürlich spürt keine Kälte. Jung Blut, jung Feuer. Ist schon recht, meine Töchterlein. Teufel, wenn er euch so sehen könnte, er würde gewiß was dafür geben. Ist ein großer Satanskern, hört man allgemein. Daß ihr ihm nicht zu gut gefallt, dem Herrn Bürger!“

Er klopfte Dorettes Wangen, kniff die Kleine in ihren nackten vollen Arm und schlürfte wieder hinaus und die Holztreppe hinunter. Dorette schwieg und löschte die letzten Kerzenflammen. Gustchen stand noch einen Augenblick lang mit erhobenen Armen, die Hände hinter dem Blondschoß verschränkt. Dann schüttelte sie das Köpfchen, daß der Zopf nur so baumelte, lachte ganz hell auf und flatterte trällernd ins Nebenzimmer, um weiterzuräumen . . .

Inzwischen war doch ein glanzloses, milchiges Licht durch die dicke Nähe der Schneewolken gestickt. In der Nacht hatte es nur wenig geschneit und jetzt fielen gar keine

Flocken. Doch die letzten Tage waren sehr schneereich gewesen, hatten Straßen und Gartengründe wie weiße Dünenstrecken glatt gefegt und tieferliegende Hauswiesen bis zu den Fenstern in Schneemassen eingebaut. Und noch drohten die zum Bersten vollen Wolkenjälle mit neuem Wintersegen. Die Luft flog fast allzu mild um Nase und Backe, als wäre Tauwetter nahe. Doch die blütenreine Leuchtkraft der weiten weißen Flächen war noch nirgends durch den grauen Ruß beginnender Schmelze getrübt.

Durch diese königlich reiche Schneewelt, der zur vollen Herrlichkeit nur Sonne und freier blauer Himmel fehlten, fuhr auf der Landstraße vom benachbarten Selliehausen her ein glockenfroher Schlitten. Während im Niedecker Amtshaus die beiden Mädchen noch das „gute Zimmer“ sorgsam instand setzten und dann zur Küche sahen und während unten Vater Leonhart, bereits in Perücke und Ornat, die feierliche Ansprache zum fünfundzwanzigsten mal wiederholte, glitt der Erwartete unter Schellenklang und behaglichen Schlittengedanken immer näher. Ungewöhnlich große Augen von heller, weitblickender Klarheit musterten die ersten Häuser des Landstädtchens, die jetzt aus Schnee und grauer Luft ganz verschlafen auftauchten. Dann lehnte der starke, vollbackige Kopf wieder vergnügt in die weichgepolsterte Wagenecke, bis Kirche, Pfarre und Amtshaus von Niedeck sichtbar wurden.

Als der Schlitten oben anhielt, stand der alte Arnold schon dienstbeflissen bereit und half dem rotwangigen jungen Mann mit den blitzenden Augen aus Decken und Wagen. Oben hinter geschlossenem Fenster huschten ein brauner und ein blonder Mädchenkopf auf und nieder.

„Der Herr Amtmann Leonhart läßt dem Herrn Amtmann Bürger die ergebenste Reverenz machen“, begrüßte jetzt das Faktotum. „Er bittet um Pardon, wenn er vor der Zeremonie den Herrn Bürger nicht willkommen heißt, doch

möge der Herr Amtmann zuvörderst oben bei den Demoiselles einen heißen Tee nehmen.“

Gottfried Bürger nickte zufrieden mit dem Haupte, von dem er die schwere Winterhaube zurückgeschlagen hatte. Die Aussicht, gleich von zwei jungen Frauenzimmerchen mit süßem Trank empfangen zu werden, schien ihn zu erfreuen. Er blinzte etwas empor.

„Sind es die adretten Jüngerlein da droben?“ lachte er.

Der Alte nickte mit einem verschmitzten Lächeln.

„Zu dienen, Herr Amtmann. Und sie sind schon seit Nacht und Dunkelheit auf den Beinen, um dem Herrn Bürger Haus und Küche in bester Ordnung vorführen zu können.“

„So geleit Er mich rasch hinauf und mach Er mir den Mund nicht solange wässern. — Was soll mit dem Schlitten und meinem treuen Wagenlenker geschehen?“

Und während sie schon die breite, frischgeschauerte Holztiege hinaufstiegen, hüftelte der Alte: „Herr Leonhart meint, der Rutscher soll auch einen Imbiß nehmen und dann mitsamt dem Gefährt retournieren. Herr Bürger soll nach der Feier unser Gast sein und morgen, wenn Herr Bürger gestatten wollen, führe ich ihn mit unserem Schlitten sicher und heil —“

„Das geht ja nicht!“ knurrte der Ankömmling mit einem Wohlbehagen, das schon wie Zustimmung klang. Dann stand er schon vor der weißen Zimmertür, die von der Weihnachtszeit noch ein grünes Zweiglein trug, der alte Arnold ging voran und meldete, und bald darauf saß er mit fast vertrauter Bequemlichkeit auf dem grünweichen Riesendiwan, vor sich eine blendend weiße Festdecke mit porzellanenen Täßchen, dampfender Teeglut und wohlduftenden kleinen Backstücken, und neben sich die zwei noch etwas verlegenen Mädchen.

„Vater hat sich sehr gefreut, daß es endlich doch soweit ist“, begann jetzt Dorette mit gesenkten Augen. „Nun werden die Usars doch wohl Ruhe geben.“

Bürger zuckte die Achseln, trank die Schale zu Ende, sah dann seiner jungen Wirtin so hell und fest ins Gesicht, daß es leicht zu erglühen begann, und schlug mit beiden Handflächen leicht auf die Divanpöster, die zu beiden Seiten aus den Ecken mächtig aufragten.

„Schwer genug hat man mirs gemacht“, sagte er mit einiger Befriedigung. „Glaub aber nicht, daß Oppermann sich ganz geschlagen gibt, auch wenn ich heute den Eid auf die hannöversche Regierung leiste und damit mein Amt mit allem Zug und Recht antrete. Die Gegner werden gewiß neue Schikanen ersinnen. Doch wenn ich im Sattel sitz, bringt mich niemand zur Erde.“

„Sie sind gewiß auch ein flotter Reiter, Herr Bürger?“ fiel die Jüngere ein, mit fast ängstlicher Hast, um diesen Anschluß des Gesprächs nicht zu versäumen. Und der Gast, der auch lieber von Pferden und Jugendfreuden berichten mochte als von den unerquicklichen Hemmnissen und Ränken, die ihm seit Frühling sein neues Amt verleiden sollten, ergriff gern die Möglichkeit und berichtete stolz und etwas brambasierend von seinen Reiterkünsten und tollen Jagdabenteuern, daß der Kleinen die weiten blauen Augen im zurückgelehnten Köpfchen heiß zu leuchten begannen.

„Wenn ich in Passion gerate“, funkelte er lebhaft, „dann reite ich, als säße ein Dämon hinten mit auf, der zu rasender Eile treibt. Hat zwar jeder seine Dämonen, die ihn heizen, weiß das nur zu gut. Bei solch wilden Jagden aber sind sie gut Freund und geben Feuer und übermenschliche Kraft. In einer Herbstnacht, ganz mondbeschienen und schweigend, hörte ich bei einem Heimritt eine Bauernmaid singen. Ein unheimlich einförmig Lied war es, daß ich anhielt, um zu lauschen. „Der Mond scheint hell, die Toten reiten schnell“, so kehrte es immer wieder. He du, rief ich die Dirne heran, wie gehts mit der Weise weiter? Bin auch ein Reitersmann und hab Gefallen an solchen

grausen Gefängen. — Doch wie sie mich in dunkler Reitertracht im Mondschein am Gartengitter sah, schrie sie auf und eilte ins Haus. Uns Lied muß ich jetzt immer denken, wenn ich in lichter Mondnacht über Feld und Fluren rase. Die Toten reiten schnell — eine ganze Schauermäre ließe sich drüber ersinnen.“

„Das ist ja partout zum Gruseln“, schauerte Gustchen anmutig zusammen. „Glauben Sie gar selbst an Gespenster und Geisterpuk?“

Das Antlitz des jungen Mannes versteinte, die Augen verloren die funkelnde Leidenschaft.

„Ich weiß, daß sie Gewalt haben, wenn wir nicht stark genug sind, uns zu wehren. Und die Hofrätin, meine sehr geschätzte Wirtin in Selliehausen, unterhält ganz sichere Communicationes mit dem jenseitigen Reich, worüber ich manches Hiftörchen zum Besten geben könnte.“

„Dann werden Sie heute abends bei den Silvesterorakeln der Mitternacht viel zu erzählen haben“, lenkte Dorette zum Abschluß, die schon mehrmals etwas unruhig nach den Zeigern der alten Standuhr geblickt hatte. „Jetzt bitte ich den Herrn Amtmann um Permission, an die Zeremonie erinnern zu dürfen. Vater wird wohl schon warten.“

Mit einem Satz sprang Bürger empor.

„Teufelskraut!“ fluchte er lachend. „Vier schöne Augen können noch um die heiligsten Eide bringen. Fast vergesse ich, daß unten schon die Kerzen brennen und Ihr Herr Vater im Talar meines Untertaneneides harret.“

Und mit einer raschen Verbeugung verschwand er hinter der Tür.

„Er ist selbst ganz dämonisch“, hauchte der Blondkopf. „Ich glaube, ich könnte einst nur dämonische Männer lieben.“

„Es ist nur gut, daß du „einst“ sagst“, lachte die Schwester. „So schnell dürfen selbst dämonische Dichter nicht siegen. Und nun komm, du Schwarmauge, und hilf die irdischen

Gerichte für den Mittagstisch bereiten, das wird dem verwegenen Reiter gewiß am ehesten zu Herzen gehen. Er bringt einen ganz neuen hannöverschen Magen mit.“

— Der Amtmann Leonhart war kein Freund langer Reden. Erstens liebte er nichts, was Mühe schuf, und das Reden mühte ihn ganz besonders, und dann war auch all die Feierlichkeit, die mit solchen hochamtlichen Reden verbunden zu sein pflegte, ganz wider seinen im Behaglichen und Geruhamen vollbefriedigten Geist und Geschmack. Darum polterte er auch ärgerlich umher, als ihm als dem nächsten und ältesten Amtsherrn des Distriktes der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, dem jungen Kollegen, der endlich trotz aller gegnerischen Machenschaften bestätigt worden war, die königlich preussische Untertänigkeit auszublasen und ihn sodann ernst und festlich auf das hannoveranische Vaterland, dem er jetzt diene, zu verpflichten. Doch dieser Ärger legte sich bald, als er bedachte, daß dafür ein flotter Feuerkopf von 25 Jahren einen halben Tag und wohl auch einen langgedehnten Abend sein Gast sein und bei Wein und Punsch allerhand Schnurriges und Unerhörtes zum Besten geben werde. Denn der Name Bürger galt schon im ganzen Umkreis als Pfand für frohe Laune und überschäumende Burschenrede.

Als nun die mühsam eingebüffelte Ansprache glücklich und ohne das gefürchtete Steckenbleiben überstanden, die Eidesformel verlesen und der neue Amtmann mit Handschlag übernommen war, warfen die faltigen Mund- und Nasenwinkel Leonharts ihre künstliche Feierlichkeit ab, gutmütig und vergnügt zog sich der wulstige Mund des ewigen Lächlers wieder in die Länge, und mit herzlich-derbem Schulterklopfen lud der gastfreie Hausherr seinen neuvereidigten Amtsbruder zunächst zu einem Glase Wein auf sein Zimmer, bis die Mittagszeit erreicht und die Tafel bestellt wäre.

Nach dem Mahle, das dem appetitfrohen Gaste manch aufrichtiges Wort bewundernder Hochachtung vor der „exzellenten und eminenten“ Kochkunst der beiden Demoiselles entlockt hatte, stand wieder die Weinkaraffe auf dem Tische, was eine erhöhte und erhitze Sabulierlust zur Folge hatte. Studentenstreiche aus Halle und Göttingen, Rarzersünden und Frauenaffären wirbelten durcheinander, ohne allzu ängstliche Scheu vor den 15 und 17 Lenzen der vier erhitzten Pfirsichwangen, doch mit Vermeidung wirklich derber Unflätigkeiten.

„In Göttingen saß ich schon tief im Dreck“, beichtete Bürger treuherzig. „Madame Sachsin, bei der ich wohnhaft war, und namentlich deren dralle Wittib-Tochter Madame Bandmann hatten mich mit Haut und Haar in den Krallen. Teufel, kann ein Weib doch den Mann zum Rasen bringen. Das ist auch so ein Dämon, das Weiberzeug — ja, meine holden Mademoiselles, ich hab's erfahren — der einem auf den Nacken springt und die Klauen ins heiße Blut schlägt, bis man blind und willenlos tut und läßt, was sie fordern. Wär' damals nicht der famose Studiosus Ratic, mit dem ich schon früher manche Händel ausfocht, mir in die Quer gestiegen und hätt' mich nicht ausgestochen bei der Buhlerin, weiß der Herrgott, ob ich je freigekommen. Freilich hat sie ihr treulos Wesen, für das ich ihr lebenslang danken werde, bitter gebüßt, kam von dem Herrn Studiosus bald in die Wochen, konnt' sich nicht erholen von schwerer Niederkunft und ist letzte Weihnacht elend verstorben. Doch ich war frei und des Dämons ledig. Seither hat mich kein Weiberrock mehr so in Glut gebracht.“

„Aber Sie verschwören doch nichts?“ lachte Leonhart und schenkte die Gläser neu.

„Heiß Blut fühl ich noch immer, das will zeitweilig sein Opfer“, brummte Bürger. „Doch so tief ins Sarn geraten, Gott woll's mir in Gnaden weiter ersparen. Meine Kraft

reicht für frohen Streit mit Mann und meinesgleichen, nicht mit Dämonen.“

Nachdenklich sah Dorette ins Leere, während Gustchens Augen gierig an den Lippen des Erzählers hingen. Dann fragte die Ältere:

„Ist, was Sie Dämon nennen, nicht auch Ihr eigen Blut und Sinnen, die eigene Unkraft vielleicht?“

Bürger runzelte verfinstert die hohe Stirn.

„Ich weiß es nicht. Jedenfalls kann ich's trotz alles Willens nicht abwehren. Da brauchte ich Hilfe. Vielleicht eine Frauenhand einst, die nicht sengende Flammen aus allen Fingern gießt, sondern Milde und Kraft. Ich träume manchmal von solcher Gnade, Erlösung wär' sie vom Bösen . . .“

Erstaunt sah Dorette empor. Die Worte hatten auf einmal so kindlich suchenden Klang, und so weich und umflort lag auch der Glanz seiner Augen. Unendliches Mitgefühl stieg in ihr auf, das sie erröten machte. Doch schon stürzte der Träumer das volle Glas hinunter, setzte es fest nieder, daß es zu zerschellen drohte, und blitzte scherzend zum Blondkopf hinüber: „Also werteste und schönste aller Demoiselles in Niedeck, Göttingen und Umgebung, Achtung vor Gottfried Bürger und seinem Dämon! Brennende Frauenaugen in Hut! Feuergefahr!“

„Ich liebe Gefahren!“ preßte die Kleine hervor und stand dabei ganz in Glut. Bürger wurde aufmerksam, erwachte aus seinem Scherzen und sah mit großen, fragenden Augen auf das sonderbare Kind.

„Gustchen ist noch sehr jung und unreif“, betonte Dorette mit sanfter Bestimmtheit. Es sollte das vorschnelle Wort der Schwester entschuldigen, doch lag auch leiser Verweis darin für jeden, der diese frühe Jugend nicht voll zu achten verstünde.

„Aber famosen Kaffee kann sie kochen“, lenkte Vater Leonhart ab, dem das Gespräch nicht ganz zu passen begann. „Der wird jetzt nach Wein und Mahl unserem Gaste vorzüglich munden!“

Die Kleine war dem Vater nur dankbar, nun rasch für eine Weile verschwinden zu können. In ihren Wimpern hingen kleine Tränen. Was wollte Dorette nur mit ihrer fast feindseligen Entschuldigung? Sie war sich bei Gott keines Unrechts bewußt.

Am Tisch aber nahm nun Vater Leonhart das Wort und erzählte umständlich von jüngsten Amtserlebnissen, worauf die Ränke der Familie Uslar, die untereinander beständig in Zwist und Hader lebte, gegen den neuen Amtsherrn von Altengleichen wieder durchgehelt wurden, bis der heiße Duft des nahenden Kaffeegetränkes und der in seiner unklaren Verlegenheit doppelt anziehende Liebreiz des wiederkehrenden Kindes auch dieses Thema zu Bürgers Freude endgültig begrub.

Nach der letzten Tasse ging Gottfried Bürger ins Gastzimmer, das schon bereit stand, und warf sich mit etwas dumpfem Kopf auf den Diwan. Nachgeschmack von all dem Wein und Kaffee und süßen Zeug lagerte auf Zunge und Gaumen, Vorgeschmack von ungewissen lockenden Zärtlichkeiten zitterte auf den Lippen. Er wurde die Bilder der beiden Mädel nicht gleich los, obwohl er schlafen wollte. Das milde, ihm ganz unbekannte Aufleuchten der unscheinbaren grauen Augen, als er plötzlich seine Scheu vergaß und von seinem heimlichsten Träumen sprach — und die heiße Bläue der erwachenden Kinderblicke, dazu den fast werdenden Glutklang der Worte: „Ich liebe Gefahren . . .“

Ach, Unsinn. Schlafen ist besser als Spintifizieren. Morgen war er schon weit weg von den beiden kleinen Zauberinnen. Das neue Jahr sollte endlich ganz der Dichtung gehören, nicht Weiberpiel und süßen, gefährlichen Tändeleien —

Und schon schlief der Ermüdete so fest und gesund, daß sein Schnarchen hinüberdrang bis zu den entseßten zwei Haustöchterchen . . .

Dämmerndes Dunkel stand schon vor dem Fenster, als er erwachte. Leise begann der erwartete neue Schneefall, mit wenigen ganz großen Flocken. Im Nu stak Bürger in Mantel und Haube und ließ die weiche feuchte Schneeluft, die nach der trockenen Zimmerhitze wunderbar wohl tat, um seine Backen wehen. Er hatte sich niemand gezeigt und wollte allein um die nächsten Häuser herumstreichen. Nach dem vielen Geplauder brauchte er Einsamkeit.

Alte Bilder stiegen aus den einsamen Schneewegen. Wie er als Knabe schon die heiße Sehnsucht verspürte, mitten aus Bubenpielen und tollen Streichen heraus, wieder allein zu sein in den buschigen Hügeln und dämmernden Waldtiefen, die sein harter Heimatdörfchen so traut umkränzen. Allein — und doch geleitet von tausend heimlichen Stimmen und Zeichen, gütig und drohend, lockend und warnend, flötenart, wie nur Elfsentöchter singen und rufen können, und dann wieder so spukhaft und grauenvoll, daß er vor diesen Waldstimmen mit schauernder Haut und fiebernden Schläfen fliehen mußte und noch fühlte, wie die Farnen und Disteln, die Buschweige und Himbeerranken nach ihm griffen und ihn festhalten wollten, bis der unbekannte Verfolger ihn erreichen und totwürgen könnte. Doch am nächsten Morgen war alles wieder gut Freund, sie lachten und wiegten sich wie Spielkameraden mit ihm und versprachen, ihn nie mehr zu heßen, wenn der Walddämon nach ihm die heißere Stimme erhebt. Und es war ja hier immer noch schöner und traulicher als daheim, wo die Mutter die bösen Augen aufriß, die wie leibhaftiges Höllenfeuer funkelten und vor denen auch Vater immer ängstlich sich verkroch. Da war wieder die Einsamkeit die einzige Rettung, und die Geister des Waldes die einzigen Kameraden, die sein

großes Kinderweh verstanden und sein schütterndes Schluchzen mild besänftigen konnten.

Und ein Winterabend wie heute wars, vergraben in Schnee und Flockentreiben, da formte der Sechzehnjährige sein erstes großes Gedicht. Zu Aschersleben bei Großvater Bauer, wo er den Winter vor dem ersten Hallenser Semester in heißer Sehnsucht nach den offenen Toren des Lebens vertrauern mußte. Laß mich etwas Größeres sehn und erleben, barmherziger Himmel, so bat er damals in jeder sternentiefen Nacht, etwas Größeres als diese stumpfen, tierischen Menschen ohne Aufschwung der Seelen ringsum. Und der Himmel erfüllte furchtbar sein trotziges Flehn. Ein Feuer sprang auf, so jäh und riesengroß, als wär' es aus den Wolken gefallen, und verzehrte den Viertel des Dorfes. Wie waren diese niedern Hütten und Gehöfte so erhaben und prunkvoll wie jetzt, da sie in Höhe und Schönheit zum Himmel brannten, eine Meerflut von Licht und Feuerwolken, umkränzt von der weißen Klarheit des Schnees und überkrönt von der feierlich schwarzen Kuppel der Nacht. Diesen Anblick grauenhaft reichen Glanzes und Glut Scheins im Herzen, rannte er stundenlang in den Wäldern umher und weinte vor Glück, als die Dichtung im Geiste fertig war — die erste, an der er sein Wohlgefallen fand. Doch als er zitternd vor Seligkeit dem Großvater von seiner Freude sprechen wollte, schlug der ihm derb ins Gesicht. „Du Bengel, statt löschen zu helfen! Schade um das Brot, das du bei mir frisst!“

Und so war es immer, immer. Als im Herbst des gleichen Jahres 1764 sein Vater zur Erde fuhr, zu Tode geärgert und geheßt von den Zorn- und Haßaugen der unmenschlich grausamen Mutter, lief er wieder die alten stillen Waldwege ab, die in faulenden Blättern und feuchtem Morast versanken und deren Einsamkeit heut nicht zu ertragen war. Und da saß und lockte damals die schwarze

Ratze der Waldschenke, und hungernd nach einem Menschen und zärtlichen Händen begrub er seine Knabenunschuld in ihrem schmutzigen Schoß. Nun kam er Nacht für Nacht, bis alles Blut in ihm brannte von frühen Fastern. Und als in Halle und dann in Göttingen Freunde und Frauen winkten und ihm die Arme öffneten, da fragte er nicht nach Wert und Unterschied, da nahm er berechnende Klugheit für Freundschaft, lüsterne Frauengier für Liebe und fühlte sich reich und beglückt. Bis ihn die Wandmann-Hexe betrog und er heulend wie ein todwunder Rötter wieder in die Waldwildnis flog, aus der ihn erst seine neuen Dichtfreunde zu Leben und Arbeit, zur fast vergessenen Dichtkunst zu retten mußten.

Sein Herz schlug ihm warm bis zum Hals, wenn er der Braven gedachte. In ihrem Kreis sollte der heutige Abend gefeiert werden, nun warteten sie schon seiner Ankunft — doch die freundliche Einladung des alten Leonhart ließ sich nicht abweisen. Oder waren es die vier Mädchenaugen gewesen, die ihn festhielten? Hüte dich, sprach der Einsame zu sich selbst, der Teufel ist noch nicht tot; zu herrlich schmecken jetzt gesunde Kraft und Schaffensfreude, als daß unfruchtbare Gluten die wieder gefährden dürften —

Aber da kauerte im Straßenschnee ein Kobold, der kicherte listig: „Unfruchtbare Gluten? Könnst' es diesmal nicht anders kommen? Bist du nicht Amtmann, wohlbestallt und ehereiß? Und sprang nicht aus dem grauen Augenpaar ein stiller, ungeahnter Glanz? Vielleicht spinnt heute ein Schicksal den ersten Faden an? Neujahrsnacht naht, da weben die Geister die Menschenlose . . .

Unwillkürlich sah sich der Einsame um. In Gedanken und grellen Bildern war er kreuz und quer herumgeirrt, hatte auch die letzten Häuser weit hinter sich gelassen, daß nur von fern ihre winzigen Lichtlein glühten, und stak tief in Schnee und nächtlicher Bangigkeit. Der Gespenster-

glaube saß ihm zu tief im Blut, um nicht in so zauberkräftiger Nacht seine Blasen zu treiben. So rasch der knietiefe Schnee zu durchqueren war, arbeitete sich Bürger zu dem ersten der Häuschen durch und orientierte sich jetzt nach Kirche und Amtshaus empor. Erhißt und mit flackernden Augen stürzte er ins Tor.

Vater Leonhart und die Mädchen empfingen ihn mit Seufzern und Stoßgebeten der Freude.

„Wir hatten schon ehrliche Angst um Sie, als Ihr Zimmer leer stand und kein Mensch wußte, wohin Sie entschwandten. Das geht nicht geheuer zu, dachten wir fast, der ist durch den Rauchfang in die Silvesternacht aufgefahren.“

Bürger lachte, wischte den Schweiß von der roten Stirn und hatte alle Bangigkeit vor der Haustür gelassen. „Dafür soll's jetzt umso netter und fideler werden“, schwur er und trampelte mit den Säusten einen leichten Salopp auf die Tischplatte.

„Der Mond scheint hell, die Geister reiten schnell! Jetzt wars, als ritten sie hinter mir. Doch in so heller Runde, voll Jugend und charmanter Weiblichkeit, werden sie machtlos. Je toller sie draußen heulen, je traulicher blinkt die Lampe.“

Ein lauter Windstoß schlug ans Fenster wie eine drohende Hand. Die Mädchen fuhren zusammen.

„Wie kann man die Unholden so reizen!“ tadelten sie „Wo bleibt Ihre Gespensterscheu?“

„Ich muß sie einmal in ein großes Gedicht bannen, das von Mund zu Mund geht und allen die Haare zu Berge treibt. Ein echtes Volksgedicht, wie ich's längst schon suche. Vielleicht schenkt es das gnädige neue Jahr. Darauf wollen wir nachts die Punschgläser heben!“

Als sie dann nach dem Abendessen die heiße Glut aus dem Punschkrug in die Gläser gossen, erinnerte Gustchen an das Wort.

„Ihr großes Volksgedicht soll leben! Und wenn Sie's dann fertig haben und es ist wirklich geglückt und macht Sie hochberühmt vor den Menschen, dann denken Sie auch dieser Stunde, ja?“ Und sie leuchtete ihn ganz glücklich an.

„Ich werde ihr stets allerfreundlichste Souvenir erhalten!“ beteuerte Bürger. Und dann stießen sie an, daß die Gläser fast weh aufschrien.

„Haben Sie gar kein Exemple Ihrer edlen Dichtkunst bei sich?“ bat Dorette mit feiner, etwas scheuer Stimme. „Das wär' doch der schönste Abschluß des Jahres, eh wir mit Bleigießen die Mitternachtsstunde erwarten.“

Gustchen klatschte entzückt in die kleinen dicken Hände.

„O herrlich, das werden wir Ihnen nie vergessen.“

Der Dichter fühlte sich angenehm umschmeichelt, seine Blicke bekamen ein scharfes, strahlendes Feuer. Auch der freundliche Gastgeber, dem eine Fortsetzung des mittägigen Junggesellenthemas gewiß lieber war, sah sich anstandshalber verpflichtet, dem Wunsch seiner poesie- und poetenlustigen Töchter beizustimmen. Und so ließ sich Bürger nicht lange mehr bitten.

„Es ist ein Phantasiecarmen, ohne bestimmte Herzliebste, die ich ja nicht besitze“, glaubte er einleiten zu müssen. „Ich wollt' es Freund Boie dem Dickbauch, der mich heut abend in Göttingen vergebens erwartet, für den Musenalmanach des neuen Jahres ablassen. Nun, es kommt morgen auch noch zurecht.“

Und er entfaltete die Handschrift und las:

„Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt,
Hat Blumen blau und rot und weiß
Begraben unter Schnee und Eis.

Doch, liebe Blumen, hoffet nicht
Von mir ein Sterbelied!
Ich weiß ein minniglich Gesicht,
Worauf ihr alle blüht;
Blau ist des Augensternes Rund,
Die Stirne weiß und rot der Mund.

Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hain?
Mein Mädchen trillert hundertmal
So süß und silberrein.
O Mai, was frag ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr!“

Alle klatschten Beifall, hoben die Gläser und tranken dem Gaste zu. Auf einmal schien er ihnen ganz neu, seit er so als Dichter mit blitzenden Augen und steiler Stirne dasaß und die klingenden Verse sprach. So wurden sie still und wagten kein erstes Wort. Endlich fragte der Blondkopf:

„Und dies zarte Gedicht gehört wirklich noch keinem Mädchen? Alles nur Einbildung des Dichters?“

„So ist es“, nickte Bürger bestimmt. „Mein künftiges Liebchen, so verkünde ich heute, soll es zu eigen haben.“

Wieder Pause. Die Schwestern sahen scheu vor sich hin, leichte Gluten unter den braunen und blonden Ringellockchen. Vater Leonhart fand das Schweigen ungemütlich und lobte den leichten Fluß und famosen Wohlklang der Reime, was den geborenen Dichter unwiderleglich bekunde.

„Es muß ein stolzes, reiches Gefühl sein“, setzte Dorette mit stiller Wärme fort, „sich als Dichter zu erkennen, erhoben über allen andern. Nicht genug dankbar können Sie sein!“

Eine helle Freude flammte in Bürgers Wangen empor.

„Ich dank Ihnen, Mademoiselle, für dies Wort. Ja, es gibt Stunden, da könnt' man den Himmel eintrennen voll stürmender Seligkeit. Wenn man weiß: du bist berufen und wirfst allem Volke Vieder geben, die deine Enkel noch überleben. Aber man weiß das nicht immer. Dann kommt der Zweifel, der hämische Höllenhund, und bellt und geifert so lang, bis man am Boden liegt und sich krümmt wie ein Wurm. Und da ist niemand, der in solcher Stund' die zuckende Fieberhand halten und stärken möcht'.“

„Und doch wär' dieser Trost so leicht“, sagte Dorette, „nichts Schöneres sollt' man sich denken.“ Eine schlichte, anspruchslose Innigkeit wärmte aus den Worten. „Bald finden Sie ja doch immer wieder empor, nicht wahr?“

Der Dichter zuckte die Achseln.

„Bald? Auch Stunden können zur Hölle werden, wenn sie den Glauben ans eigene Werk erschüttern. Auch das sind Dämonen, mit denen ich ringe. Doch sind sie entwichen, fühl' ich mich doppelt stark und erwählt und laß mir's auch merken. Und dann kommen diese Neidkreaturen und höhnen die jauchzenden Dichtergefühle. Ich hab aber den Stolz in ein neues Poem geglüht, das will ich in ringenden Stunden wie einen Bibelvers beten.“

Und er zog ein neues Papier aus der Tasche und stieß in hastiger Erregung die Verse hervor:

„Allgütiger, mein Preisgesang
Frohlocke dir äonenlang!
Dein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Vor Tausenden gab deine Gunst
Des Liedes und der Harfe Kunst
In meine Kehle, meine Hand —
Und nicht zur Schande für mein Land!

Daß meine Phantasie voll Kraft
Sich Welten, wie sie will, erschafft,
Und höllenab und himmelan
Sich leichten Schwunges heben kann,

Daß ich von freiem Viedersinn,
Kein Bube nimmer war und bin,
Nie werden kann mein Lebelang,
Durch Schmeicheleien oder Zwang:

Des freuet meine Seele sich,
Und meine Lippe preiset dich!
Dein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!“

Diesmal schwieg jeder laute Beifall, jedes Wort. Alle, auch der alte Amtmann, standen sichtlich im Banne von Dichtung und Vortrag. Nur stumme Hände streckten sich heiß dem Dichter entgegen.

Stütschen war's, als kenne sie das Zimmer nicht mehr. Nie sah sie solchen Glanz über den Dingen. Dorette aber fühlte, wie der sonderbare Gast, der früher so derb und un-
zart zu scherzen vermochte, um Haupteslänge gewachsen war, wie sich die breiten Jünglingsschultern fast riesenhaft empor-
reckten und alles zu beherrschen begannen, wie ihre Seele willenlos, hingebungsvoll, anbetend im Staube lag vor der zündenden Feuerkraft dieser stolzen, fordernden Augen —

Doch schon horchte er auf und sank jäh in sich zusammen. Der plötzlich erwachte Schneesturm, den die Mitternachts-
nähe so unheimlich erbrausen ließ, heulte und pfiß hart an den Fenstern vorbei.

„Wie sie höhnen“, klagte der Dichter mit fast kindlicher Bangigkeit, „sie wollen mir meinen Stolz zermalmen. Nur dies Jahr, dies eine, sollen die Dämonen mir gönnen, daß ich meine unsterblichen Carmina schreiben kann!“

Dann, als er die glanzlose Frage der enttäuschten Augen sah, straffte sich wieder sein Körper. Er schlug einen leichten Plauderton an:

„So mochte es damals stürmen und Schneewirbeln, just zu der Stunde vor einem Viertel Säkulum, als ich in diese tolle Welt einfuhr. Das wußten Sie nicht, daß ich Mitternachtskind bin, aus zweier Jahre Grenzstunde? Mein Vater, Pfarrer zu Molmerswende im Halberstädtischen, hatte sein säuberlich schon drei dicke rote Striche unter die Jahresmatrikel gezogen, da sprang aus eigenem Ehebett ein kleiner Kerl auf, der zwang ihn zur Korrektur. Die festlichen Mitternachtsglocken und hallenden Bläserchoräle vom Turm klangen dem Kindlein wie Friedensschalmei in die Wiege. War eine arge Lügenbotschaft, dieser friedliche Segensgruß.“

Dorette ließ die neue Schwerkraft, die den Erzähler überschatten wollte, nicht gelten. Mit heller Stimme setzte sie ein:

„Wie schön, daß wir also Ihr Wiegenfest feiern, daß Sie's in unserm Kreis heut' erleben.“

„Eigentlich hatte ich's den Dichterbrüdern in Göttingen zugesagt“, gestand Bürger. „Doch sie werden mit dem Neujahrsabend auch Freude haben. Und ich bin wirklich glücklich in diesen alten Wänden.“

„Müssen recht oft herüberkommen“, lud Vater Leonhart mit warmer Herzlichkeit ein, die sein unförmiges Gesicht verschönte. „Meine Mädel und ich werden es immer als Festtag buchen.“

„Doch jetzt ist's Orakelzeit“, erinnerte Gustchen. „Alles steht schon bereit und Mitternacht naht. Da Herr Bürger auch Geburtstagskind ist, wird heut sein Bleiguß von besonderer Importance sein.“

„Das hat meine gute Hofrätin auch gesagt“, scherzte Bürger, „und die versteht sich auf derlei Mysterien. Mußt

ihr sogar versprechen, dreimal nacheinander die große Frage zu stellen.“

Schon war ein breites Brett über die Tischplatte gestellt, auf dem aus einem metallenen Lämpchen die steile Fußflamme stach. Gleichmäßig große Bleistücke und ein mächtiger alter Schöpfer, dazu der nötige Wasserkrug wurden herbeigeschafft.

„Zuerst Herr Bürger, ja?“ fragte die Jüngste. „Wer soll Ihnen die erste Bleikugel schmelzen?“

„Wenn ich die Demoiselle selbst bitten darf“, erwiderte er mit lächelnder Verbeugung.

Das Feuer stieg und stach, das Blei lag eine Weile voll klobiger Unnachgiebigkeit, dann begann es leise zu zittern, sich zu krümmen und weißes Blut zu schwitzen, und endlich löste es sich in eine einzige heiße Lavaflut auf. Blitzschnell warf Gustchen die Lösung ins zischende Wasser.

Alle guckten neugierig in den Krug.

„Sie müssen es auch selbst ans Licht bringen“, bat Bürger.

Sie tat es gern und mit niedlicher Anmut. Ein überraschender Anblick bot sich, der die Kleine unüberlegt aufjauchzen ließ, als sie das spitze zierliche Ding in die Höhe hielt.

„Ein Frauenschuh! Ein regelrechter Frauenschuh ist's! Sehen Sie nur, da gibt es gar kein Raten und Deuten. So klar sprechen selten die Götter.“

„Na also!“ lachte der alte Amtmann. „Da wird man ja bald seine compliments de felicitation sagen können.“

Dorette stand abgewandt beim Feuer und hielt die zweite Bleikugel hin.

„Was ich Ihnen wohl bringen werde?“ fragte sie scheu.

Es wurde eine lange, stangenförmige Röhre mit einigen Eindrücken.

„Ein Stab“, meinte der Vater nach einiger Überlegung.
„Das Zeichen der neuen Amtswürde.“

„Es kann auch ein Szepter sein“, ergänzte Dorette.
„Der Herrscherstab des Volksdichters über sein Reich.“

„Nein! Seht ihr denn nicht, daß es eine Flöte ist?“
erregte sich Gustchen. „Eine reizende Flöte für den Sänger
und Träumer.“

Bürger hob den vieldeutbaren Gegenstand auf und fand
an dem einen Ende hakenförmige Dorne.

„Ich glaube, es ist eine Geißel“, sagte er düster. „Ob
für mich — ob für andere, wer kann das sagen?“

Man verwies ihm die finstere Deutung, die gar nicht
begründet sei, und nun hob Bürger selbst das dritte ge-
schmolzene Bleistück in die Höhe. Es war ein unförmiger
Paßon geblieben, aus dem niemand recht klug werden
konnte.

„Ich bring es Frau Hofrat Listn mit, die soll sich und
ihren Geistern den Kopf zerbrechen.“

„Wie können Sie spotten?“ fragte Dorette mit leisem
Erstaunen. „Sie glauben doch selbst an Geister und
Dämonen?“

„Weil Spott die beste Waffe dagegen ist“, erwiderte
er kurz.

„Ich kenne eine bessere. Die hieße Mut und Liebe.“

„Wenn Sie mich die lehren könnten, Dorette!“ bat er
mit düsterer Innigkeit. Doch dann schlug er wieder in helle
Lustigkeit um und erbot sich, nun auch seinerseits den beiden
jungen Damen ihre Silvesterorakel zu deuten.

Aber seltsam, er goß beiden fast die gleiche Gabe.
Reizende runde Dinger waren es, zierlich gewunden und
geknüpft.

„Zwei Brautkränzel“ jubelte Vater Leonhart ganz un-
verhohlen los.

„Ganz aus Rosen!“ bewunderte Gustchen, „seht nur,
ganz aus Rosen!“

Dorette aber besah sich die seltsamen Zwillinge näher
und erblaßte etwas.

„Es können auch Dornenkronen sein“, hauchte sie leise.

In diesem Augenblick schlugen die nahen Kirchenglocken,
man hörte den Orgelklang herüberschwellen und alte, heilige
Lieder beteten dumpf empor.

Und man begrüßte sich zum neuen Jahre und holte dann
die zweite Punschkanne. Und bei frohen, zum Teil über-
mütig erhitzten Gesprächen und neuen heißen Gläsern
feierten sie noch die erste Stunde der unbekannten, mit
allen guten Wünschen umkränzten Zeit . . .

II.

Der Tod stand am Eingang des Jahres, das reich an Leben erwartet wurde. Kein herzaufwühlender Verlust, kein bitterwehes Zerschellen großen Glücks oder großer Hoffnung. In mildem, verklärendem Lichte, als Versöhner und Verblünder, weihte er die Schwelle der Zukunft. Bürgers Großvater Bauer war in Aschersleben gestorben.

Als der Dichter nach zwei Göttinger Tagen mit schwelender Brust und frohbewingter Seele in Gelliehausen einfuhr, reichte ihm die Hofrätin die Trauerkunde. Ein kurzer, lieblos nüchterner Bericht der Mutter, die seit des Vaters Tod in Aschersleben wohnhaft war, teilte das Ableben mit. Es kam trotz der Kränklichkeit des Siebzigers doch ganz unerwartet.

„Ich habe die Stunde genau gefühlt“, sagte die blass, schwarze Frau, in deren Augen einst mancher Dichterjüngling den freud- und leidvollen Born zahlloser Verslein fand. Noch heute war die Bierzigerin von geschmeidiger Anmut der Bewegung und frauenhaft edlen Linien des Gesichts und des Körpers. „Ich habe die Stunde gefühlt, ohne zu wissen, wen es traf. Daß Sie selbst nicht in Gefahr sind, wußte ich ganz klar, darum blieb ich der schlimmsten Sorge enthoben. Auch um Listn bangte ich kaum. Und doch verriet eine sichere Stimme: ein Naher ist jetzt still von uns gegangen. Es war bald nach Ihrer Niederkunft, um die Stunde des Mittags.“

Bürger senkte etwas beschämt die Stirn.

„Und ich war ahnungslos und heiter — ja, die Gedanken des einsamen Abendweges ließen mich gar unfreundlich des armen Vaters gedenken.“

Wehmütig trat er zum Fenster und starrte in die Schneetiefen des Gartens, die wie ein großer verwehender Leichnam in häßlicher Auflösung lagen. Das gefürchtete große Tauwetter hatte eingesetzt.

Frau Listn trat zu ihm und legte in mütterlicher Teilnahme die Hand auf seine Schulter.

„Es muß Ihnen ein Trost sein, daß er versöhnt dahinging, mit der freudigen Aussicht auf sicheren Aufstieg Ihres Lebens. Wie sah der Stolz aus dem freien Biedermannsantlitze, als er Ihrer Einführung beizuhohnen, und wie bereitwillig erlegte er die geforderte Ration.“

„Ich bin ihm lebenslang Dank schuldig“, beteuerte Bürger warm. „Er hat's doch am treuesten immer mit mir gemeint.“

Die Hofrätin trat einen Schritt zurück.

„Doch er nicht allein, Gottfried. Sie haben noch unter den Lebenden treue Gefährten und Freunde.“

Er küßte die schmale, durchscheinend weiße Hand.

„Ich weiß, Agathe. Und ich bin darüber so glücklich.“

Sie seufzte und ging geräuschlos aus dem Zimmer. Sein Herz wußte nicht, was die Lippen sprachen, das fühlte sie. Eine Mädchenhand, so blaß wie die ihre, war schuld daran. Er mußte im Augenblick an sie denken, und an die warme, helfende Freundschaft, die sie versprach — vielleicht versprach sie noch mehr . . .

Der Nachmittag war pietätvoller Erinnerung an den Toten gewidmet. Ein einfaches, ehrlich gefühltes Lied sang er dem starrköpfig harten und im Grunde doch treu besorgten Väter nach.

„— Denn was Flecken war, vermodert,
Nur der Himmelsfunken lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung!“

Abends saß er gewohnheitsgemäß mit seiner Wirtin noch ein Stündlein zusammen. Hofrat Eistn, dessen Einfluß Bürger sein neues Amt vor allem zu danken hatte, war der Dienste gegen das Haus Uslar enthoben und weilte längst schon in Hannover, wo er solange zu bleiben gedachte, bis er seine Rechtsansprüche befriedigt sehen würde. Vertrauensvoll ließ er den jungen Hausgefährten mit der schwermütig=schwärmerischen Frau Agathe zurück, der auch manches verückte, in Jenseitsphantasien schwelgende Gedicht des Jünglings zugeträumt war. Eins dieser Lieder lag eben wieder vor den langen dunklen Wimpern der regungslosen Gestalt aufgeschlagen. Da kein Gespräch in Fluß kommen wollte, blickte ihr Bürger über die Schulter.

„Es ist so wundervoll schön“, sagte sie aufseufzend. „Meine einzige Konsolation war's in Ihrer Abwesenheit. O, lesen Sie diese Stelle noch einmal!“

Bürger nahm das Blatt und verbarg sein Mißvergnügen, als er las:

„Und blieb ihr Herz hienieden
Auch immer unerweicht,
So ist sie dir beschieden
Im Himmel noch vielleicht;
Im Himmelreich, wo Liebe
Die Seelen all erfüllt,
Und jede Brust die Triebe
Der andern Brust vergilt.“

Mit feuchten Gluten dunkelten die schwarzen Frauenaugen zum Dichter empor. Da war der Mann wieder stark in ihm, und er beugte sich nieder und küßte die halbgeöffneten Lippen.

Doch sie entrang sich ihm bald.

„Nicht so, Gottfried. Wir wollen die Sünde der Sinne meiden. Weiß mein Freund nicht mehr, was er einst so

schwärmerisch geschrieben? Ein unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang wollte er mir weihen, um erst in den paradiesischen Lauben mein Genosse zu werden. O wie unvergeßlich waren jene Tage, Liebster meiner Seele! „Mit dem naßgeweinten Schleier löscht' ich meine Tränen aus . . .“ Mein Herz schwillt über von süßer Tristesse, meine Augen finden neue Tränen bei diesen göttlichen Versen.“

„Und doch mag ich Sie nicht mehr“, brach Bürger unwillig los.

Mit entgeisterten Augen, die leidende weiße Hand unwillkürlich aufs Herz gepreßt, starrte ihn die Schwärmerin an.

„Braiment, Madamel“ setzte er milder fort. „Ein anderer Geist kommt über mich, der zur Höhe führt. Das Tirillieren von Kleinigkeiten, das Seufzen und Schmachten mißhagt mir von Tag zu Tag mehr. Ich werd' Ihnen Shakespeare vorlesen, Frau Agathe, da ist Genius, Adlerfittich, abgrundtiefe Leidenschaft und Donner des Weltgerichtes! Ach, wie haben wir gestern wieder zu seinen Füßen gelegen. Ich fühl es, ein neues Jahr zieht herauf, und Shakespeares heilige Flamme soll darüber leuchten. Wenn Sie meine gute, getreue Freundin sind, so folgen Sie mir gern auf dem neuen Pfade.“

Das Feuer, das aus den heiß hervorgestoßenen Worten und dem durchlohten Antlitz brannte, ergriff auch die blasser Frau. Sie sah jetzt in verückter Andacht zu dem sonnigen Stürmer empor.

„Ja, ich will es versuchen, Ihnen auch dorthin Gefährtschaft zu leisten. Nur Geduld müssen Sie haben.“

Er fühlte, jetzt durfte er weiterküssen, sie hätte sich nicht mehr gewehrt. Doch seine Sinne schwiegen wieder, die welkende Frau reizte ihn nicht. Und er dachte, wie unsagbar schön es wäre, an ihrer Stelle eine der beiden

kleinen Niedeckerinnen fest in den Armen zu halten. So reichte er ihr bloß die Hand und sagte herzlich:

„Innigsten Dank für das Wort. Seien Sie also mein guter Engel, mehr noch als bisher.“

Agathe trat zurück aus dem Licht ihrer erwartenden Hingebung in die dunkle Stille, die sie sonst immer umgab.

„Und wie sind für dies neue Jahr die Orakel ausgefallen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ich weiß nicht, ob sie just diesem Jahr gelten“, antwortete Bürger etwas kleinlaut und zeigte die Erfolge seines Bleigießens.

Frau Listn musterte die ersten beiden Stücke und schüttelte den Kopf. Sie wollten ihr nicht gefallen. Das dritte, undeutbare, fand sie gesprungen und teilte es leicht nach der Bruchlinie. Sie besah beide neuen Innenflächen und erschrak sichtlich.

„Was meinen Sie?“ fragte Bürger gespannt.

Sie ließ alles rasch in ihrem Armtäschchen verschwinden und wehrte verdüstert ab.

„Ich muß es erst mit meinen geistigen Freunden beraten“, sagte sie geheimnisvoll, winkte einen kurzen Gutenachtgruß und verschwand in ihr Zimmer.

In den nächsten Tagen war der Gesundheitszustand der Hofrätin so geschwächt, daß sie zu Bette blieb. Bürger hatte nicht viel Zeit, ihr sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, und begnügte sich damit, ihr durch Christine, das Hausmädchen, Percys altenglische Volkslieder als Lektüre zu schicken, die er wieder einmal aus Göttingen entliehen hatte. Er selbst war von unbefriedigten Sollizitanten umschwärmt, deren Akten nicht zu finden waren, und brachte vom Morgen bis zum Abend fast alle Stunden in altem Papierwust zu, der völlig ungeordnet wertlose Schreibereien mit den wichtigsten Dokumenten mischte, oder im un-

erquicklichen Verkehr mit ängstlichen, boshaften, heimtückischen oder doch rechthaberischen Kreaturen, die die Hilfslosigkeit des neuen Amtmannes bald erkannten und ihn desto hartnäckiger quälten und verfolgten. Namentlich jetzt am Jahresbeginn kamen alte Forderungen und berechnete oder unberechtigte Wünsche, für die kein Rat zu finden war, da die Vorgänger das wildeste Chaos zurückgelassen hatten und der einzige, der vielleicht Auskunft wußte, der Hofrat Listn, in sicherer Ferne weilte. Der vermehrte nur Bürgers Mühen und Ärger, indem beständig dringende Bitten einliefen, ihm doch irgendwoher Geld auszuleihen und nach Hannover zu schicken. Doch obwohl Bürger alle seine Göttinger Freunde in Bewegung setzte und den Schmuck der Hofrätin zum Pfande bot, lief nur wenig Geld ein, so daß der Dichter manchmal im Stillen für seine großväterliche Rautionssumme zu fürchten begann. Denn die war in des Hofrats Hände einvertraut worden, und Bürger scheute sich, seinen Wohltäter dessen zu gemahnen. Auch wies er immer wieder die argwöhnischen Gedanken als schweres Unrecht gegen den verdienten Mann zurück. Doch das amtliche wie auch das private Leben in Selliehausen wurde ihm durch all diese Ärgernisse und sorgenden Gedanken täglich mehr verleidet. Der erste Monat war vergangen, ohne daß eine größere Dichtung auch nur erwogen werden konnte. In einem großen Kasten, der auf dem Dachboden verräumt war, vergilbten seine poetischen Pläne, und oft verzweifelte er an Zukunft und Dichterkraft. Das war das Jahr, das ihm die Höhe seiner Kunst erschließen sollte! Er mußte bitter auflachen — und suchte dann in Christinens nächtlichen Umarmungen Rausch und Vergessenheit.

Das einfache Mädchen, das dem Dichter vom Herzen zugetan war und nur ihm zuliebe in dem Hause blieb, das ihr schon ein halbes Jahr den Lohn schuldete, vertraute ihm

an, daß die Hofrätin, die auch nach ihrer Wiederherstellung eine scheue Zurückhaltung bewies, länger denn je ihre schwarzen Andachten hielt. So nannte das kirchenfromme Landkind den Verkehr Agathens mit der Geisterwelt, der ihr nicht anders als im sündigen Lichte des Teufelspukes erscheinen mußte. Mit schauernder Haut räumte sie immer die Papiere und geheimnisvollen Apparate zu und ab, die zur Kommunikation mit der jenseitigen Welt dienen sollten.

„Heut hat sie geweint“, beichtete das Mädchen in einer Sturm durchheulten Februarnacht, die von unsicherer Frühlingserwartung zitterte. „Immer wieder hat sie die Hände gerungen, auch als ich kam, und furchtbar geweint. Sie hat mir wirklich so leid getan.“

Am nächsten Abende ließ Frau Listn Herrn Bürger in ihr Zimmer bitten. Sie lehnte blasser als sonst in der Ofenecke, ganz in Schwarz gekleidet. Unter dem matten Ampellicht, das über dem Tische rötlich flackerte, lagen ungeordnet noch mit krausen Zeichen die Blätter der letzten Geisterstunde.

„Ich habe mit Ihnen zu reden, mein Freund“, begann sie mit müder Feierlichkeit. „Ich wollte Ihnen Gefährtin sein auch auf dem neuen Wege —“

„Ach, Agathe“, unterbrach Bürger seufzend, „noch keine drei Schritte bin ich ihn gegangen. Das verdammte Amt und die Nöte des Herrn Hofrat halten alles zurück.“

„Sprechen Sie nicht schlecht von meinem Gatten“, betonte sie mit strengerer Stimme. „Er bleibt doch mein treuer Gefährte — der Einzige, den ich habe. Sie haben mich im Geiste längst verraten und werden bald ganz von mir Abschied nehmen. Zwei Frauen stehen an Ihren Wegen, die werden Ihr Schicksal. Auch Ihre Gefahr — mehr darf ich nicht verraten. Auch die Bleiorakel scheinen in gleichem Sinne zu warnen.“

Bürger fühlte sich von den unheimlich tiefen Augen dieser Frau, die selbst die unbewußten Gründe seiner Seele zu lesen schien, von der ganzen Gespensteratmosphäre dieses Zimmers grauenvoll erregt. Er stand mit geducktem Oberkörper und sah in's Feuer.

„Agathe“, sagte er dann, „Ihre Freundschaft will ich immer hoch ästimieren. Helfen Sie mir zu einem großen Werke, und alles Weiberzeug ist und bleibt mir tout egall“

Da sprang in die schwarzen Augen wieder ein schöner Glanz.

„Ich hab unsre Freunde für Sie gebeten. Und dann griff ich nach dem englischen Liedbuch, das noch von Ihnen hier liegt, und stach mit dem Federkiel eine Seite auf. Es soll eine beratende Antwort sein, dachte ich. Nun sehen Sie, was dabei herauskam.“

Sie reichte ihm das aufgeschlagene Buch. „Sweet Williams ghost“, die schottische Ballade, war es, die schon bei erster Lektüre mächtig auf ihn gewirkt hatte. Als er sie jetzt wieder las, im matt hellen Schlafgemach vor dem weißen Antlitze der leidenden Frau, schien sie ihm ganz neu und von erschütternder Wucht und Größe.

„Ihre volkstümliche Einfalt ist ganz vollendet“, bewunderte er. „Ich nehm's als gute Wegleite, daß just dies Gedicht mir zum Vorbild gesetzt ist.“

Und in den folgenden Tagen war kein Amtswirbel so groß und verwirrend, daß er die Gedanken töten konnte an diese Geisterballade. Wenn er abends einsam die Felder durchquerte, die feucht und nebelverschleiert schon nach Frühling stöhnten, sah er die Bilder der alten Schauernäre vor sich: den klagenden Geist vor Gretchens Thür, seine Bitte um Lösung des Treuebundes, den Einlaß in die Kammer und des Mädchens drängende Liebe, die dem Toten nachfolgt in Nacht und ferne Wanderung, bis bei Hahnenstreien der Schatten enteilt und das Mädchen sterbend zurückbleibt.

Er spann sich so tief in die grauen Gestalten der Sage ein, daß er selbst von Gespensterfurcht ergriffen vor ihnen flüchten mußte. Und doch empfand er bald trotz aller volkstümlichen Kraft und Anschaulichkeit das eigentliche Problem noch vertiefbar. Wilhelms Rückkehr aus fernem Grabe, nur um das Treuwort zu lösen, das ja der Tod schon zerbrochen hatte, bedurfte einer gewaltigeren Begründung. Auch daß Gretchen dem Geliebten naheilt, gern mit ihm vergehen will, diese leidenschaftsgroße Liebe schien im Eingang des Gedichtes gar nicht zu erwarten. Und grübelnd und suchend irrte der Dichter oft stundenlang umher, ohne den Beginn zu wagen. Es mußte doch etwas Neues, Großes, Eigenes werden.

Christine schlief nun meistens allein, und kam er wirklich wieder zu kurzer Rast, so erschreckte er sie mit Geisterrede und wilden Gluten.

„Sie könnte mir ein Liebes erweisen“, sagte er einmal wie nach plötzlicher Eingebung. „Wenn Sie jene Bauernmaid finden und fragen wollt, was sie zu den Versen von Mondschein und reitenden Toten dazu weiß.“

Er beschrieb ihr, wo er dereinst die Dirne gehört, und das gute Geschöpf nützte wirklich den nächsten freien Nachmittag und brachte die Kunde: Es war ein altes Lied, das die Großmutter sang, und kein Vers sonst blieb ihr im Gedächtnis. Doch holte, das wußte sie noch, der Tote das Bräutchen, weil es zu sündhaft nach ihm geschrien.

Begeistert sprang Bürger in die Höhe und wollte ein Freudengebrüll ausstoßen, das Christine nur mit zitternder Beschwörung abwehrte. „Herr Bürger, ich muß ja morgen mit Schand aus dem Haus, wenn Madame etwas merkt!“

So küßte er sie nur stumm und schlüpfte freudetrunken hinaus. Jetzt wußte er den Grundstoff seiner Ballade.

— — — — —

Doch so leicht und blitzschnell, wie der Dichter gehofft hatte, gelang auch jetzt nicht die Gestaltung. Das Feuer gesammelter schöpferischer Kräfte, das ihn bei der Arbeit an seinem langgesuchten Lebenswerke genial durchglühen sollte, flackerte nervös auf und ab, da die Ruhe fehlte und der holde Zwang einer starken, mitreißenden und anhaltenden Stimmung. Nur den Anfang laßt mich treffen, bat er die geheimnisvollen Mächte, die gunstvoll oder feindselig über ihm und seinem Werke zu walten schienen, dann find' ich schon Rat. Doch gerade dieser Anfang ließ auf sich warten. Manchmal klang er im Ohr, aber höhnisch entfloß das geistig Gesehene und Gehörte, wenn Worte und Verse es einfangen wollten.

Vor den Göttinger Freunden, die manchmal zu kurzen Besuchen kamen, verbarg er sein Geheimnis mit fast ängstlicher Scheu. Nur das kühne Wort, daß jetzt eine geniale Tat aufblitzen solle, Geist vom Geiste des großen Briten, eine Dichtung, vor der alles Volk sich beugen müsse und der Gelehrte wie die Bauernmagd tiefergriffen erschauern solle, spornte ihre Neugier, ihre fiebernde Erwartung, mit der Zeit auch ihren Spott. Umso quälender war dann die dichterische Unkraft zu tragen, die zu solch anmaßenden Reden gar kläglich paßte.

Ein Frühling zog ins Land, wie ihn Bürger noch nie erlebte. Listns Hausgärtlein, in das seine Fenster sahen, rauschte und roch von tausend Lichtern und Blütendüften, und draußen das Göttinger Land war selbst ein einziger Garten grüner und blumenbunter Lenzwunder, darin die Häuser und Örtchen ganz traumberauscht zu ertrinken drohten. Auch droben die Alten Gleichen hoben sich in verjüngter Burgherrlichkeit in den blauen Maienhimmel empor, und nur in mondhellen Nächten, durch die das reiche Gleiten gleißender Frühlingswässer klang, besannen sie sich

wieder auf ihren alten Ruinenzauber und sangen ein leises, zitterndes Lied von versunkenen Zeiten und Geschlechtern.

In solchen Nächten sprengte ein Reiter gern seinen rasenden Ritt durch's Leinetal. Zu Göttingens Freunden hin oder aus ihrem ermunternden Kreise zurück in die enge Welt seiner Amtsgeschäfte. Seit der große Plan seine Seele brannte, war der träge Amtsschimmel noch widerlicher und grauer geworden, aber sein Knurren und Ausstoßen ward nicht mehr ernst genommen. Was taten die Vorgänger? Sie ließen liegen, vertrösteten und lebten froh in den Tag hinein. Und die waren keine Dichter, die eine Lenore zu schaffen hatten. Für ein paar Wochen, dachte Bürger, sollten die Akten nur wachsen und der liebliche Wust sich noch weiter verwirren — es kannte sich ja doch niemand mehr aus.

Solche nächtliche Ritte badeten dann den Kopf völlig frei von Sorgen und ängstlichen Bedenken. Da pulste die frühlingliche Blut der Schöpfung in seinem Blute, die Brust schwoll zum Zerspringen reich an jungen Lebensfeuern, im Haupte zuckten Ideen und Bilder, ja ganze Versklänge auf, die der erhitze Geist sofort als genialisch begrüßen wollte, und steil stach die vordere Spitze des Reiterbaretts in die mondklare Luft.

„Fast scheint es“, begrüßte den Ankömmling einst Freund Boie, „als kämst du von König Friedrichs reitenden Schwärmen daher, directement aus der Schlacht.“

Der heitere Scherz half seiner heimlichen Dichtung weiter. König Friedrichs Schlachten, die so viel brave Kerle von ihren Bräuten weg ins Schattenreich rissen, sollten auch Lenorens Liebsten verschlingen. So war sein Tod, sein jähes Verschwinden gleich begründet, die ganze zeitlose Spukgeschichte in jüngster Vergangenheit verankert, die Verzweiflung des Mädchens angesichts der vielen glücklichen Heimkehrer, die ihren Verlust umso empfindsamer machten, am tiefsten zu verstehen. Schon hatte Bürger ihren

Namen gefunden: Lenore, nach des unglücklichen Dichters bruders Christian Günther Geliebten, deren Preislied auch in Versform und Strophen vorbildlich ihm ins Ohr klang. Den Namen Wilhelm gedachte er aus der schottischen Vorlage beizubehalten.

In diesem Warten, Erwägen und Vorbereiten floß mitunter manche neue selbständige Dichtung nebenbei aus seiner Feder. Sage und Traumwelt mit ihrem Zauber unheimlicher Gestalten und Kräfte gaben immer den Hintergrund. Doch seine Liebe gehörte einzig der Lenore, von der er nur wie vom Allerheiligsten sprach, das er besitzen durfte, und nur in scheu andeutenden Worten.

An einem Maiensonntag traf er in Boies Gartenhäuschen die Freunde mit hochgeröteten Wangen. Sie achteten kaum seinen Eintritt, so lebhaft flogen Rede und rasches Gegenwort durch die sonnige Luft, die in Gliederdüften schwamm. Doch aller Glanz und Duft der weißen und tiefroten Dolden war vergessen vor dem Büchlein, das aufgeschlagen wie eine neue Bibel, um deren Deutung sich die Schriftgelehrten streitbar bemühen, auf dem runden, grünen Tische lag.

„Für unsern Sperber ist das wie geschaffen!“ erkannte der wohlbeleibte freundliche Hausherr und reichte das Bändchen dem Ankömmling, der in diesem Kreise den Sperbernamen scherzhaft zu führen pflegte. Bürger nahm das Buch und erkannte den Titel. „Von deutscher Art und Kunst“ hieß es und hatte längst das sehnstüchtige Interesse der Freunde gebildet, bis es endlich in ihre Hände kam.

„Hier — und hier — und diese Stelle da lies einmal“, unterwies ihn der Freund, „und dann geh hin und drück dem Konsistorialrat Herder die Hand, daß er aufschreiben muß. Denn kenn ich dich nur halbwegs, du Sturmgeselle, so müssen dich diese Sätze in Rausch und Ekstase heben. Das

ist's ja, was du in den letzten Monaten immer dunkel zu suchen scheinst.*

Hastig begann Bürger zu lesen. Er mußte sich nach den ersten Worten mit dem Buch einsam in eine Ecke drücken, so überwältigend kam alles über ihn. Es war Herders Ossianartikel, und mit verschwimmenden Augen las der Dichter:

„ . . . Vom Lyrischen, vom Lebendigen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder . . . vom Gange der Melodie und von hundert andern Sachen, die zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehören, davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wundertätige Kraft ab, die diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu sein. Das sind die Pfeile dieses wilden Apollo, womit er Herzen durchbohrt und woran er Seelen und Gedächtnisse heftet. Je länger ein Lied dauern soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen die Seelenerwecker sein, daß sie der Macht der Zeit und den Veränderungen der Jahrhunderte trotzen . . .“

„ . . . Alle Gesänge solcher wilden Völker weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt! Wie reich und vielfach sind da nun Umstände, gegenwärtige Züge, Teilvorfälle! Und alle hat das Auge gesehen! Die Seele stellt sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfel. Es ist kein anderer Zusammenhang unter den Teilen des Gesanges als unter den Bäumen und Gebüsch im Walde, unter den Felsen und Grotten in der Einöde, als unter den Szenen der Begebenheit selbst . . .“

„ . . . In welche gekünstelte Horazische Manier wir Deutsche hie und da gefallen sind! Ossian, die Lieder der Wilden, der Skalden, Romanzen, Provinzialgedichte könnten uns auf bessern Weg bringen . . . Irre ich mich, oder ist's wahr, daß die schönsten lyrischen Stücke, die wir schon

jetzt haben, schon mit diesem männlichen, starken, festen deutschen Ton übereinkommen oder sich ihm nähern! Was wäre nicht also von der Aufweckung mehrerer solcher zu hoffen!“

Nun sprang Bürger auf den Tisch, schwang das Buch wie eine Siegesfahne triumphierend über allen Häuptern und jauchzte mit verückter Stimme:

„Hört ihr, was Herder vom wahren Lied so prophetenhaft verkündet? Daß es volkstümlich, lebensheiß, sinnlich, anschaulich, mit den Lauten und Klängen der Begebenheit selbst wirken und packen, erschüttern und grauenhaft-wirklich vor die Seele treten muß? Daß euer horazisches Getändel ein Geschmeiß ist, von dem ich selbst mich anfangs irreführen ließ? Daß meine neuen Gesänge aller Vergänglichkeit trotzen, da sie die alten wilden Lieder in Glut und Leidenschaft und sinnlichen Bildern noch übertreffen sollen? Hört ihr, wie Herr Konsistorialrat Herder Fanfare bläst, ohne zu wissen, für wen? Für mich tat er's, für mich allein, der kein Sperber mehr ist, sondern ein Adler, erhoben über euch Sperlinge, Rohrdommeln und Wiedehopfe in den alten Gemäuern und Morästen von Göttingen, für mich, den vorbestimmten Sänger der göttlichen Lenore!“

„Er ist wahnsinnig geworden!“ jammerten die Freunde und zerrten ihn bei den Beinen zur Erde. „Und was soll's mit der Lenore? Wir wissen noch nichts von diesem Frauenzimmer!“

Allmählich beruhigte sich der Verückte und kehrte aus seinen Ekstasen zu einigen Flaschen süßen Rotweins zurück. Mit dumpfem Hirn, von doppeltem Rausch beschwert, kroch er in Boies Bett, während der Brave auf dem knappen Sitzdivan zusammenkauerte. Vorher aber hatte er bei Kerzenlicht die ganze Schrift Herders durchflogen und zu seiner höchsten Glückseligkeit die schottische Ballade darin

als Musterbeispiel angeführt gefunden, in meisterhaft getreuer Übertragung.

„Dank deinem Schöpfer“, knurrte er übermütig seinen Gastgeber an, als dieser von seiner unmöglichen Lagerstätte einen schmerzlichen Seufzer ausstieß, „dank deinem Schöpfer, daß ich heut dein Bett besteige. Was wär' einst dein Name, wenn nicht meine Schwingen ihn —“

Das Übrige endete in unverständlichen Murren, die bald in ein dröhnendes Schnarchen übergingen.

Am nächsten Vormittage warteten vor dem Bibliotheksraum der Göttinger Alma Mater zwei Jünglinge. Johann Gottfried Herder, der studienhalber just in der alten Musenstadt weilte, sollte nun wirklich zu seinem heißen Händedruck kommen. Boie, der den neunundzwanzigjährigen Meister persönlich schon kannte, hatte die Vermittlung übernommen.

Bürger trug heute ein blaßes, nervös flackerndes Gesicht mit brennenden Augen und kindlicher Ungeduld. Von der sonderbaren Selbstüberhebung, die wie ein Rausch kam und ging, war jede Spur verflogen. Fast hilflos drückte er sich jetzt hinter dem breiten Corpus seines Freundes und Förderers an die kühle Säulenwand.

Endlich stand er dem Großen, der das befreiende Wort fand, Aug in Aug. Es war ein schönes, graues Männerauge, das trotz der Jugend von Leid und Unrast wußte. Doch ein gütiges, siegendes Leuchten überwog die Kampfgeister.

„Ich kenne manches von Ihnen, Herr Bürger“, war die freundliche Antwort, „las erst gestern den neuen Almanach. Es gibt eine schöne Kurve in Ihrem Schaffen. Sie weist nach oben.“

„Das Große kommt erst“, beteuerte Bürger feurig und faßte Mut. „Was Sie vom Volksgefang sagen, suchte ich

längst im Dunkeln. Ich hoffe, Sie lesen noch dies Jahr ein Poem, das Ihren Intentionen entspricht.“

„Das wäre mir eine ausnehmend große Freude“, erwiderte Herder mit warmem Klange. „Dann wird es gewiß den Weg ins Volk finden.“

„Das ist auch mein Ziel!“ begeisterte sich der Jüngere immer heißer. „Der schärfste Esprit des Gelehrten und die dumpfe Verbtheit der Gänsemagd muß das Lied in gleicher Weise genießen und bewundern können und meinen Namen in allen Massen des Volkes lebendig machen.“

Der Blick der hellen grauen Augen verfinsterte sich plötzlich.

„Gewiß, Doctores oder Gänsehirnen wiegen das Gleiche, wenn sie ganze, ehrliche Menschen sind. Dann sind sie das Volk, dem Sie dienen sollen. Doch die Masse in allen Ständen ist ein gefährlich Forum, das Sie nicht kümmern darf. Und Ehrsucht und Eitelkeit ein dämonisch Füllen, das die besten Reiter zu Tode heßt. Davor hüten Sie sich, mein Freund!“

Bürger stand etwas betroffen und fand nicht gleich die rechte Erwiderung. Ein „dämonisch“ Füllen — da war das bange Wort wieder laut —

„Nehmen Sie das als Freundesrat“, setzte Herder fort, nun wieder mit der alten gütigen Leuchtkraft der Augen. „Und ich freu mich aufrichtig auf Ihr Werk.“

Damit schüttelten sich die Hände, und die Freunde standen allein und sprachen noch lange von dem zündenden Geist und der gesammelten Kraft, die der still wirkende Dichter-Gelehrte in Wort und Schrift so wunderbar einfach ausstrahlen ließ . . .

Jetzt erst begann Bürgers Venore.

Vom Genius Shakespeares angefaßt, an den Schauern der schottischen Volksballade entzündet, aus eigenen Herzens Glut und Sehnsucht genährt, fand das Lied erst in der freien Gedankenwelt Herders die blitzende Urkraft, hervorzubrechen in das Reich der Klänge und Sprachlichen Gebilde. Niemand als Voie bekam die ersten Strophen zu sehen. Später erst wurden auch die anderen Freunde eingeweiht. Es wurde gefeilt und verbessert und jeder Rat geprüft, beachtet oder verworfen. Und plötzlich war die neue erste Strophe da mit dem genial wuchtigen und bildhaften Einfaß:

„Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen.
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?“
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben . . .“

Und dann der Einzug der fröhlichen Heimkehrer und Lenorens maßlose Verzweiflungsklagen, die bis zur furchtbarsten Lästerung Gottes gesteigert wurden. In stürmischen Winternächten jagte der Dichter um Haus und Feld, ersann in Fiebergluten die gespenstische Rückkehr des Toten, fühlte die Tore zum Geisterreich selbst grauenhaft offen, daß ihm der kalte Schweiß aus den Poren der Stirn brach, und weckte noch in tiefer Nacht die arme Hofrätin, um ihr die neuen Strophen in erster Werdegut in die ängstlichen Ohren zu gießen. Ohne lange zu fragen, trat er in ihr Schlafgemach und saß am Rande des gardinenverhängten Bettes nieder.

„Hören Sie, Agathe? Oder soll ich lieber bis morgen warten?“

„Nein, lesen Sie, bitte. Ich zittere darnach.“
Und er las mit leidenschaftlich aufzuckender Stimme:

„Laß laufen durch den Hagedorn,
Laß laufen, Kind, laß laufen!
Der Rappe scharrt, es klingt der Sporn,
Ich darf allhier nicht haufen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen.“

„Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch, es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen!“
„Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell.
Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbettel“

Ein Schrei stach zwischen den Gardinen hervor. Bürger schob sie zurück und fand die leidende Frau einer Ohnmacht nahe. Wie er sie labte und zu sich brachte, lagen ihre nackten weißen Arme eng um seinen Hals. Ihre halbenthüllte Brust schlug an der seinen.

„Ich fürchte mich so“, wimmerte sie ihm nach, da er zur Tür schritt.

Doch er sah sich nicht um, ob auch die Arme stumm flehten, sie nicht zu verlassen.

Und er schlüpfte zu Christine hinein, die er lange mißachtet hatte. Und die Erregung der schaffenden Stunde, die fiebererhitzten Sinne und das nackte Fleisch Agathens hatten ihn tief durchwühlt. Wie ein Tier warf er sich auf ihren stöhnenden Leib . . .

Ein gluthenheißer Sommer brannte durchs Land. An seinem Eingang flammte ein neuer Genius ein neues Signal vom Main zur Rheine hinüber: Goethe seinen Götz. Tagelang irrte Bürger wie trunken umher, von den Freunden zur Hofrätin und dann wieder zur treuesten Freundin: zur schöpferisch großen Stille und Glut der Einsamkeit. Das Shakespeare-Verwandte, das Starke, Volkstümlich-Herbe, das Grausige und Erschütternde des Dramas, dem alle jungen Geister in deutschen Landen wie berauscht zujauchzten, ließ ihn fast anbetend niedersinken. Dann aber erhob er sich aus dem Staube und schwur: ein Götz in ihrer Art soll die Lenore werden. So empfing der Dichter auch hier einen neuen, mächtigen Antrieb seiner wild und leidenschaftlich entfesselten Phantasie.

Am 12. August war das Werk vollendet.

„Ich habe es euch doch abgetrotzt!“ rief er den Dämonen zu. „Jetzt mag kommen, was will, dies unsterbliche Werk könnt ihr mir nicht mehr entreißen.“

Den Freunden aber schrieb er das stolze Siegerwort: „Alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungewisselten Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehen tragen!“

Wabend vor Schrecken und Entzücken hörte die Hofrätin nun die ganze Dichtung. Sie lag auf dem Ruhedivwan hingestreckt, eingehüllt in eine grünseidene Decke, die sie in Augenblicken besonderer Angst hoch über den Kopf zog. Als Bürger geendet hatte, lag sie stumm, aber ganz erschöpft an seiner Brust. Und sie duldete es gern, daß er sie küßte und mit den Fingern leise über ihre bloßen Arme strich.

„Ich bin ja so glücklich“, strahlte sie ihn aus fieberkranken Augen an, „daß das grandiose Poem gelang. Meine geistigen Freunde und ich haben es angeregt, haben darüber gewacht und ihm Segen herabgefleht. Sonst niemand, niemand, nicht wahr?“

Der Dichter schwieg. Das Bild der Neujahrsnacht ward lebendig, da zwei zierliche Mädchengestalten auf gut Gelingen der großen geplanten Dichtung die heißen Gläser hoben. „Und wenn Sie's fertig haben und alles ist geglückt, denken Sie dieser Stunde, ja?“ So klang Gustchens Vogelgesang in sein Ohr. Doch schon schwang der dunkle Alt Schwester Dorettes darein, die von helfendem Frauentrost, von Mut und etwas Liebe so stille Worte sprach, die wie Heimatlichter warmen Glanz gaben.

Und er sagte noch rasche Artigkeiten, erhob sich, sattelte sein Pferd und sprengte in wildem Ritt von dannen.

Mit versteintem Antlitz saß Agathe am Fenster und sah dem verwegenen Reiter nach. Dann ließ sie die Läden schließen und ein kleines Rotlicht anglimmen, und Christine mußte wieder die unheimlichen Zeichen und Schreibapparate herbeischaffen, die zur Brücke ins andere Reich werden sollten.

Ein jubelnder Aufschrei flog dem Reiter entgegen, als er zur Höhe des Niedecker Amtshauses emporsprenkte. Noch konnte er niemand bemerken, doch die Vogelgesang war nicht zu verkennen. Er hielt an und bog die dichtgrünen Gartenhecken auseinander. Da stand zwischen roten und weißen Hochsommerrosen das schöne, voller erblühte Kind. Ihre nackten rosigen Arme, so jung und schwellend neben Agathens welkender Blässe, griffen spielend in die Birnbaumkrone, die über ihr hellblondes Schöpfchen die appetitlichsten Früchte baumeln ließ. Durch eine Zaunluke mußte sie den Ankömmling, dessen schneidiger Ritt sie aufhorchen ließ, erkannt haben. Nun wartete sie mit freudeleuchtenden Augen.

„Das große Volkspoem ist vollendet“, rief es jetzt burleskenhaft fröhlich von der Straße herein, „wer will, kann es hören!“

Da sprang sie schon durch ein Gartentürchen ins Freie und ließ ihre Hände von dem stürmischen Reitersmann festhalten und küssen.

„War es so schrecklich bei uns, Herr Bürger, daß Sie den Weg nicht mehr fanden? Oder hat eine kleine Zauberin Sie behext, und die armen Niedecker Mädchen mußten in die Rumpelkammer der Vergessenheit? Jetzt beichten Sie gleich!“

„Das will ich gern tun“, lachte Bürger, dem die Fülle von Sonne und Sommerglut, Gartenzauber und heißer Jugend das Blut wirbeln machte. Er ergriff ihren vollen Arm und preßte einen Kuß darauf, daß man die scharfen Spuren der Zähne sah.

Sie ließ es nicht ungern geschehen, strich aber dann erschrocken mit der Hand über die verräterische Stelle.

„Gott, wenn das Dorette bemerkt! Das dürfen wir ihr nicht antun.“

Wir ihr? dachte Bürger und freute sich dieser schmeichelfaften Entdeckung. Weiß Gott, welches der Mädchen netter und zierlicher war . . .

Und während sie zur Wohnung emporstiegen, erklärte er sein Fernbleiben: „Gelockt und heimlich gerufen hat es genug. So liebe und zarte Hände vergißt man nicht. Doch zuerst Ärger und Amtskram, dann meine Dichtung wehrten ab, namentlich diese. Ich muß' Ablenkung fürchten und vielleicht gefährlichen Wunderbann, und den mied ich, bis alles vorbei und ich frei wär'.“

„Und jetzt sind Sie frei und kommen öfter, ja?“ bat sie mit flüsternder Wärme.

Zur Antwort drückte er einen raschen Kuß auf ihr Haar.

Doch schon öffnete sich die Tür und Vater Leonhart und Dorette begrüßten den lang vermißten Gast.

Es gab viel zu erzählen. Der Niedecker Amtsherr wußte von einer Beschwerde, die Oppermanns Anhänger gegen

Bürger an die Hannöversche Regierung leiteten. Neben den erwarteten Klagen über nachlässige Amtsgebarung, die größtenteils im unentwirrbaren Chaos seiner Vorgänger begründet waren, auch allerhand ganz erlogene und tolle Geschichten, die dem Gaste die helle Zornröte der Empörung ins Gesicht peitschten.

„Mich wundert nur“, setzte der Alte fort, „daß Sie nichts davon wissen. Hofrat Eistn hätte Sie doch verständigen müssen.“

„Der Hofrat?“ fragte Bürger erstaunt, „der weiß doch seit Jahrbeginn weit vom Schusse, raust sich selbst mit seinen Uslarischen wie ein Wilder umher und schreibt mir nur einen Pumpbrief um den andern.“

„Er scheint also im Geheimen überzugehen“, erkannte Leonhart. „Sein Name steht mit auf der Petition.“

„Das ist doch unmöglich!“ brüllte Bürger los. „Solche Schufte kann es nicht geben.“

„Beruhigen Sie sich, mein Freund“, begütigte der Niedecker, der inzwischen von beiden Töchtern sehr mißbilligende Blicke zugeblitzt bekam. „Es wird im Sand verrinnen, ich weiß es. Man hat mich und andere Amtsbrüder im Stillen um unsern Conseil gefragt, und wir stehen ganz auf Ihrer Seite. Sie werden eine schriftliche Justifikation liefern und alles ist dann geregelt.“

Aber der Erzürnte war nicht so leicht zu besänftigen.

„Mein ganzes großväterliches Rationsgeld hat er in den Krallen, seine exaltierte hungernde Gattin betreu ich in Ehren, im Garten bau ich sein Kraut und pflege sein Obstholz, meine Freunde pumpen und versetzen für ihn in ganz Göttingen — und er intriguiert gegen mich? Warum wohl? Vielleicht winkt ihm auf diesem sauberen Wege ein Ausgleich mit seinen Herren, die mir von Anfang an gram sind? Und an dessen Tisch soll ich weiter sitzen, unter seinem Dache die Nächte verträumen? Nimmermehr! Wenn ich

heute ein mohnliches Mietzimmer weiß, noch heut' räum ich sein schändliches Nest!“

Er schäumte vor Wut und trommelte auf die Scheiben, daß sie zu zerspringen drohten.

Dorette trat nahe zu ihm, und scherzhaft wies sie auf ein niedliches rotes Erkerdach, das etwas abseits der Straße am Fuße der Anhöhe aus grünen Kronen sah.

„Dort wohnt der Hilfslehrer in einem reizenden Siebelstübchen. Er heiratet im Herbst und hat im Haus der Schwiegereltern sein neues Heim bereitet. Dann wird das alte frei.“

„Aber ich bin ja Amtmann in Selliehausen, nicht in Niedeck!“ lachte Bürger, dem der Gedanke sonst ganz anheimelnd und verlockend schien.

„Ich muß Sie korrigieren“, warf Leonhart ein, „Ihre Gerichtsstelle heißt Alten=Gleichen, und in Selliehausen sind Sie verhalten, Gerichtstag zu arrangieren. Doch ob Sie dort wohnen, ob in einem der andern sechs Dörfer Bremke, Vogelsang, Wöllmershausen und wie sie alle heißen, ob am Ende auch in der Nachbarschaft, das steht ganz in Ihrem höchsten Pouvoir.“

„Dann könnten Sie wirklich im Herbst herüberziehen?“ jubelte Gustchen. „Das wär' doch zu nett!“

„Es macht Umstände, Obstacles“, wehrte Bürger noch immer, dessen schlechte Laune nun wie weggeblasen war. „Doch vielleicht läßt sich's bedenken.“

Und bald saßen sie im fröhlichsten Plauderton in der sommerlich reichen Gartenwelt, ließen schwere Rosendüfte im Abendwind um die Nasen streichen und sahen hinter den Bäumen einen frühen Mond aufsteigen.

„Der soll uns dann ins Zimmer leuchten, traulich und doch geisterhaft, wenn Sie die Lenore lesen. Ich kann schon nichts anderes denken.“

Und dabei sah Gustchen in so vertrauter Anmut zum Dichter auf, daß Dorette zusammenzuckte und lange schwieg. Erst sein feuriger Bericht über die einzelnen Entstehungsphasen der Dichtung ließ sie wieder freudiger aufhören. Und als er von der Kraft sprach, die ihm das Bewußtsein gab, daß hier tröstende, hilfsbereite Hände seine Zweifel lösen und ihn mit Mut und Liebe wappnen wollten, da fühlte sie sich ganz übersonnt von unendlichem Glücke. Der Dichter wurde von den Wellen dieser starken Empfindung ergriffen und wußte nun alles. Und er suchte und fand im Dämmern ihre Hand, die sich innig in seine schmiegte.

Doch als er in später Nacht aufbrach, um sein Gastzimmer aufzusuchen, und alles noch tief im Banne seiner Lenore wußte, die wirklich bei Mondschein und schwerem Wein unheimlich erschütternd gewirkt hatte, da stand wieder Gustchen an der Schwelle seines Zimmers und bot ihm stumm ihre Lippen. Heiß und laugend hing der Kindermund an seinem sinnlich erhitzten Gesicht. Es waren keine reinen Gluten, die der Trunkene in den erwachenden, seiner fiebernden Sehnsucht kaum noch bewußten Mädchenleib goß. Endlich ging in der Nähe eine Tür, und Gustchen riß sich erschrocken aus seinen Armen.

Am nächsten Morgen schritt Dorette im Gespräch neben ihrem Gaste die Gartenwege ab. Sie war ungewöhnlich blaß und hütete ihre durchscheinenden Hände vor jeder Berührung. Sie sprachen von seiner Dichtung. Diese habe ihr den Schlaf geraubt, das sei einzig der Grund ihrer Schwäche.

„Eins wollte ich Sie fragen“, begann sie dann etwas zagend, „warum die Dämonen am Schlusse die fromme Lehre verkünden. Sie sind doch selbst Geister des Bösen und haben die Jagenden auf ihrem Totenritt begleitet und wohl noch gespornt. Wie können sie jetzt die Unglückliche höhnen und mit sittlichen Sentenzen quälen?“

In Bürgers Augen glomm dunkles Feuer auf.

„Das ist ja Dämonenart, das allein. Zuerst verführen und in Schuld und Verbrechen heßen, dann das Gewissen aufstacheln und den verlorenen Spiegel der Reinheit vor die erschauernde Seele halten. Denn alles, alles findet Rache und Vergeltung, nicht nur im Pief, auch in Leben und Wirklichkeit. Seien Sie glücklich gepriesen, Mademoiselle, wenn Ihnen das alles fern klingt wie eine schaurige alte Balladenmäre.“

Dorette nickte sinnend.

„Sie haben wohl Recht. Umso mehr müssen Schuld und Dämonen gemieden werden, dann ist ihr Racheplan eitel.“

„Wenn Sie aber über uns kommen und wir haben keine Bundesheifer gegen diese heillofe Schar?“

„Es gibt nicht nur Dämonen der Tiefe,“ bebte jetzt ihre Stimme in warmer Eindringlichkeit. „Auch lichte Geifter, die zur Höhe weisen. Sie warten nur auf ein Wort, helfen und aufwärtsführen zu dürfen!“

Da sprang Gustchen dazwischen, im offenen Haare Sonne und Morgentau.

„Das Frühstück wartet. Und leider auch Arnold mit dem Pferd. Aber Sie kommen bald wieder, ja?“

„Wir dürfen Herrn Bürger nicht drängen. Sein Amt und sein Werk muß er vor allem befragen, ob es ihn freigibt.“ In klarer Milde schnitt Dorette jede verfrühte Erörterung des Übersiedlungsplanes ab.

Als er ins morgenhelle Land hinabritt, winkten zwei Mädchenhände den Abschiedsgruß. Die eine schwang ein Tüchlein, das flog wie ein jauchzender weißer Vogel kreisend durch die blaue Sommerluft. Die andere wehte unmerklich fast vom hocherhobenen Arm. Eine ganze Seele grüßte und litt in dieser wehenden Hand . . .

Daheim empfing ihn Christine mit Tränen und Händeringen.

„Unsere arme Madame! Gott, unsre arme Madame!“

„Was gibts denn?“ fragte Bürger unwirsch, da ihm die Schuferei ihres Gatten in Erinnerung kam. „Was heult Sie denn so jämmerlich?“

„Ich glaube, der Böse hat Sie jetzt wirklich in seinen Schlingen“, zitterte das gute Geschöpf. „Sie hat ihre Kleider zerrissen und geht nackt durch die Zimmer, prophezeit allen falschen Freunden Untergang und Schande.“

„Da soll Sie nur gleich ihres sauberen Gatten gedenken!“ knurrte Bürger, aber die Sache war ihm doch unheimlich. Er hatte manchmal in letzter Zeit Spuren beginnenden Trübsinns zu erkennen geglaubt — nun war es immerhin möglich, daß völliger Wahnsinn über die Bedauernswerte einbrach.

Darum schwand sogleich jede Spur von Stoll, den sie selbst, wie er wußte, auch gar nicht verdiente, und vorsichtig nahte er ihrem Schlafgemach. Christine blieb hinter der halboffenen Tür stehen und horchte. Doch es schwieg lange ganz still. Denn Agathe kauerte völlig entkleidet in einer Divanette und sah den Eintretenden mit glanzlosen, ausgeleerten Augen an. Erst als er leise ihre Hand ergriff, schauderte sie zusammen und weinte still auf ihre hochgezogenen nackten Knie.

Bürger atmete auf. Tobsucht war also nicht zu befürchten.

Da sie weiter keine Notiz von ihm zu nehmen schien, wollte er nach einer Weile geräuschlos das Zimmer verlassen. Doch da sprang sie auf, trocknete mit den Handflächen ihre Augen und begann sich im Mittelpunkte des Raumes langsam tanzend zu drehen. Es war viel holde Anmut in diesen Bewegungen, nur unendliche Traurigkeit und heimliches Herzeleid.

„Wie gefällt Ihnen mein neues Gewand, Gottfried?“ begann sie jetzt lächelnd. „Es ist so leicht und seidenweich,

daß jeder Schritt zur Lust wird. Jetzt werde ich Ihnen wieder lieb sein, nicht wahr? Und die beiden Hexlein müssen Sie wieder freigeben. Gottfried, mein süßer Seelenfreund.“

Und sie wollte sich an seine Brust werfen. Doch plötzlich erstarrte wieder ihr Antlitz und sie trat scharf zurück.

„Du Treulofer, selbst in Christinens Armen hast du geruht! Alles haben mir meine Freunde erzählt. Aber hüte dich vor dem Doppelgestirn! Der eine Stern will leuchten, der andere sengen, beide vernichten. Weh über dich, dreifaches Weh! Das dritte Gestirn, das aufzieht, wenn die Unglückssterne versanken, wird furchtbarer sein als alle Plagen von Himmel und Erde. Hunger und Schande stand in Geisterschrift im Innern der letzten Bleimasse. Hunger und Schande und Untergang. Weh über dich und deinen verlorenen Genius!“

Wie eine heidnische Seherin stand sie jetzt da, mit erhobenen Armen und entgeisterten, fernblickenden Augen. Voll bangen Grauens floh Bürger aus dem Zimmer.

Doch nachts pochte sie an seine Türe und bettelte um seine Liebe. Und in wollüstiger Hingebung, im Durst ihrer Sinne, der nie zu stillen schien, kam die Klarheit des Geistes wieder zurück. Jauchzend, ohne der alten Seraphischen Schwärmerei zu gedenken, wand sie sich in seinen Armen. Doch während des Tages starrte sie wie abgestorben ins Leere und war mit Mühe zur allernötigsten Nahrung zu bewegen.

Und sie kam Nacht für Nacht, und Bürger konnte sich ihrer Glut nicht mehr erwehren. Als Christine erkannte, wie jetzt die Dinge stünden, war sie eines Morgens spurlos verschwunden. Mit größter Mühe trieb man ein altes Weiblein auf, die das Größte des Hausdienstes auf sich nahm. Alles andere blieb liegen und stehen, wie es seit Tagen lag und stand.

Sern brachte der Dichter die Nächte auswärts zu, um ihrer schwülen Liebkosungen einmal ledig zu sein. Die Göttinger Freunde nahmen ihn immer froh auf. Seine Lenore, die er in ihrem Kreise mit solch lebendiger Wirkung vorlas, daß mitten drin bei einem zufälligen Gertenhieb Fritz Stollberg entsetzt aufsprang, als peitsche das Gespenst schon an die Tür, hatte ihn mit einem male zu ihrem Abgott und Propheten erhoben. Auch neue Balladenpläne besprach er mit seinen Getreuen, vor allem die Sage vom Wilden Jäger, die ihm von Kindheit an vertraut war. Zeigte man doch in seinem Geburtsort Molmerswende schon dem Knaben den Stein, wo der berühmte Hackelberg verscharrt liege, ohne Ruhe zu finden. Und im Sturm der Novembernächte sah er oft sichtbarlich die troßigen Riesenformen von Roß und Reiter dem ganzen tollen Gejaid voran durch die Wolken schnauben und zitterte vor dem dröhnenden Hufschlag der Geisterrosse und dem grausen Geheul der Hundemeute. Der Vergeltungsgedanke, der den Dichter mit umso bestimmterer Überzeugung quälte, je weniger er selbst frei von Schuld und Selbstvorwürfen leben konnte, schuf auch dieser Ballade den breiten, volkstümlich wirksamen Hintergrund. Und mit aller Absicht suchte und wählte er Darstellungsformen, die auch in jeder Masse von Hörern oder Lesern sofort starke Wirkung verbürgten. Der Ehrgeizteufel hielt ihn seit dem ungeheuren Erfolg der Lenore fest in seinem Netz, trotz Herders Warnung.

Doch die Ballade gedieh jetzt zu keinem Abschluß, auch alle andere Arbeit stockte. Die nächtlichen Sinnenstunden in den Armen des irren Weibes drohten ihn auszuhöhlen, daß er vor sich selbst zu erschauern begann. Als nun die Beschwerdeschrift wirklich an ihn gelangte und er seinen scharfen, im Grunde richtigen Justifikationsbericht ablieferte, nahm er den Anlaß wahr und schrieb dem Hofrat in eifriger Kälte, er möge kommen und sein irrsinniges Weib holen. Er

Selbst warte nur seine Ankunft ab, um sein Dach für immer zu verlassen.

Als der Hofrat eintraf, mit tausend gleißnerischen Dank- und Entschuldigungsworten, da Bürger von der Behörde rehabilitiert schien und der schmutzige Plan mißlungen war, rüstete Bürger sogleich zur Abfahrt. Nicht eine Nacht wollte er mit dem Betrüger, der nun doch auch der Betrogene war, in den gleichen Mauern schlafen, die nach monatelangem, treuem Gewahrjam zuletzt soviel heiße Gluthen mitansehen mußten.

Im gleichen Augenblick, als Bürger aus Selliehausen schied, verfiel die arme Agathe in schwere Tobsucht und mußte geknebelt und gebunden ihre erste einsame Nacht verbringen, um am nächsten Morgen nach einer Heilanstalt für Geisteskranke überführt zu werden.

Doch Bürger sah nicht zurück, sondern vorwärts. Vor seiner Sehnsucht stand wie ein Eiland der Reinheit und Erlösung das leuchtende Bild des Niedecker Amtshauses. Und er wußte: nicht den heißen Küßten des hungernd erwachenden Kindes, der heilenden Güte und Seelenklarheit der stilleren Schwester fuhr er entgegen. Sie allein, das fühlte er vertrauend, konnte und wollte jetzt die Dämonen der Tiefe bannen.

III.

Ein Jahr später, im November 1774, schmückten sich Kirche und Amtshaus zu Niedeck mit A sternsträußen und Cannengewinden, und der ländliche Singverein übte mit saurem Schweiß ein herzbewegendes Traulied ein. Am 22. des Monats sollte Herr Gottfried August Bürger, Amtmann zu Altengleichen, wohnhaft derzeit in Niedeck, Amtmann Leonharts ältere eheliche Tochter Dorette zum Altare führen.

Als am Morgen vor dem Kirchgang Gutschen der Schwester den Brautkranz ins hochgekämmte Haar drückte, zitterte merklich ihre volle runde Hand. Doch auch Dorette senkte die Stirn und glaubte, die weißen Blüten und das jungfräuliche Myrthengrün müßte auf ihrem Haupte zu brennen beginnen. Ein heller, aber strenger Blick des schwarzgekleideten Bräutigams gab ihr Haltung und Fassung wieder. Noch durfte es niemand wissen, daß sie den dritten Monat bereits ein junges, werdendes Leben trug.

Die Hände der beiden Verlobten hatten rasch und fraglos in einander gefunden. Sehnsucht flog zu Sehnsucht, ein Heimweh wollte im andern selig versinken. Dorettes Se dankenwelt kreiste seit jener Neujahrsnacht nur um einen leuchtenden Mittelpunkt, um einen unnahbar scheinenden Stern. Sie fühlte sich ausgelöscht und wesenlos vor seinem andächtig verehrten Genius, so niedrig und dunkel vor den Prometheusfeuern seines Geistes, daß sie eher gestorben wäre, als ihre Blicke verlangend nach diesem Besitz zu erheben. Doch dann wußte sie auch, daß er menschlich litt und einsam war, daß er irre ging und Dämonen im Blute trug, daß er die Schwester küßte, obgleich kurz vorher seine Hand

mit innigem Druck auf ihren Fingern lag und die dankenden Worte ihr allein galten. Sie wußte, er brauchte Helfer, er war auch nur ein sündiger Mensch mit tausend Fehlern und Leidenschaften. Und sie liebte auch diese Fehler, weil sie Teile seines Wesens waren und weil sie den Feuerkranz milderten und den Augen erträglich machten, den er um die Stirn trug. Als darum der Meister der Lenore, der hoch zu Ross wie ein Götterjüngling in den blauen Sommertag hinausgesprengt war, im Herbst als müder, enttäuschter, von kranker Frauengier mißbrauchter Sucher an ihre Tür pochte, tat sie ihm gern und bedingungslos auf. Und Bürger wärmte sich dankbar an dieser schweisgamen Frauengüte, an dem heimeligen Lichte in Vater Leonharts Abendstübchen, und verbrachte die reinsten und kindlich trauesten Wochen seines Lebens in dieser ersten Brautzeit.

Gustchen war nicht in Niedeck, als Bürger eintraf. Sie weilte bei ihrer Freundin und weitläufigen Base Friede Mackenthun in Hannover, dem jüngsten Töchterlein des dortigen Hofküchenschreibers, dessen Familie mit dem Hause Leonharts engherzliche Beziehungen unterhielt. Sie sollte in einigen Wochen zurück sein, hieß es. Doch als die Briefe Dorettes immer mehr Glück ausstrahlen ließen und endlich die Freudenachricht ihres Verlöbnisses brühwarm überbrachten, fanden sich in Hannover stets neue Ämter und Anlässe, um die Rückkehr der Schwester zu verzögern. Und Bürger dankte ihr im Herzen für dies Fernbleiben. Er glaubte nicht, daß ihr Bild jetzt den stillen Frieden seines Herzens ernstlich gefährden könne, aber es war ihm doch wohlthuend, sie fern zu wissen und alles Vergangene als belangloses Kinderspiel belächeln zu dürfen.

So tändelte behaglich der Winter hin, und auch die Osterlilien und ersten Frühjahrstulpen waren im Garten des Amtshauses längst abgeblüht. Da saß eines Morgens Gustchen beim gemeinsamen Frühstück. Sie reichte dem künft-

tigen Schwager lachend die Hand und drückte sie mit absichtlich offenkundiger Herzlichkeit.

„Nun müssen wir ja du sagen, nicht wahr?“ trillerte sie. Aber sie sah doch an seinen Augen vorbei.

Bürger schwieg und konnte eine kleine Verwirrung nicht meistern. Das Kind, wie er sie im Geiste noch immer genannt, blühte jetzt in fast vollendetem Jugendglanz empor. Das Gesicht hatte sich zu molliger Anmut gerundet, ohne die feine Linienführung einzubüßen, die Stirn schien trotzdem gehoben und stand nun hoch und stolz genug, um die weiche Fülle des goldschimmernden Haares zu tragen, das Auge schwamm in einem unergründlichen, zartverhangenen Hellblau, wie es über keuscher herbstlicher Morgenkühle zittert, doch die Lippen hatten sich tiefrot gefärbt und brannten voll und sinnlich über dem weich geschwungenen Kinn. Der Zauber des Unberührten mischte sich hier mit den Reizen lieblich erwachender sinnlicher Kraft.

Gustchen fühlte den bewundernden Blick und biß die weißen Zähne fest in den Morgenkuchen.

„Ich freu mich schon mächtig auf Abend“, sagte sie dann und beugte sich über die Kaffeetasse. „Da mußt du mir all deine neuen Lieder vorlesen. Ihr kennt sie gewiß schon auswendig, ihr Glücklichen!“

Der Dichter zuckte zusammen. Empfindlicher hätte ihn nichts treffen können.

„Meine Leier ist zerbrochen“, sagte er dumpf. „Seit ich hier bin, ist noch kein Lied erschollen.“

„Und das reizende Geburtstagscarmen, das ich im Jänner von dir erhielt?“ verbesserte Vater Leonhart stolz. „Das hast du wohl gar vergessen?“

„Ja, beinahe“, und Bürger lächelte wehmütig vor sich hin. Doch dann sah er Dorettes bekümmertes Gesicht und hob heller die Stirn.

„Uns hat der Singsang bisher gar nicht gefehlt. Wir sind so glücklich. Auch das Amtliche ist von hier aus leichter zu tragen. Und vielleicht erwachen die Lieder einmal zu neuem Leben.“

„Das werden sie sicher“, tröstete die Braut, die ihre jäh erwachte Angst nicht aus den Augen bannen konnte. „Es wird Sommer, da reifen auch im stillen die Früchte.“

Bürger stach wieder mit dem scharfen, nachdenklichen Blick.

„Vielleicht gibt es aber Arten—“, sagte er zögernd — „Ja?“

Da meldete Frau Arnold einen dringenden Boten aus Selliehausen. Zwei Sonntagsläufer hatten sich auf dem Heimwege die Köpfe blutig geschlagen, und zwei Tage darauf war der eine tot. Das hohe Gericht sollte entscheiden, ob und wie weit die Prügelei schuld und demnach streng zu ahnden sei. Bürger ließ anspannen und fuhr sogleich los. Auch seine wilden Ritte schienen in dieser beruhigten Welt für immer vergessen.

Als er wiederkam, fand er Gustchen zögernd vor der Gartentür. Hier hatte sie ihn begrüßt, als er aus den Rosen ihren Jubelruf hörte und mit kecker Siegerfreude seine neuvollendete Lenore anpries. Jetzt war es demütig müder Abend, und rote Sonnengluten spiegelte ihr Antlitz.

„Was meinstest du von jener Art von Früchten?“ fragte sie leise.

„Daß sie vielleicht nicht Sonne und Stille brauchen. Sondern Sturm und Sturmwetter, um reifen zu können.“

Sie nickte nur stumm, und ihre Hand war kühl und lose,

„Gute Nacht, Gustchen“, rief er ihr nach.

„Gute Nacht“, klang es zurück. Wie ein verlорener Vogelruf drang es schon durch geschlossene Türen . . .

Von diesem Tage an war etwas anders geworden. War es die Rosenzeit, die ins Blühen kam? Die heiße

Nähe der Sommervende? Der warme Duft der vollen nackten Arme, die Gustchen so gern sinnend erhoben und hinter dem Lockenkopf verschlungen trug? Sie sprachen so wenig zusammen, Gottfried und Gustchen. Und wenn sie im Ort oder bei Freundinnen weilte, atmete Bürger beruhigt auf. Und doch ertappte er sich oft dabei, daß sein Blick morgens zuerst ihr Auge suchte und dann erst Dorette.

Auch die Braut maß er jetzt mit andern Blicken. Er freute sich, wenn auch sie von Hals und Armen mehr sehen ließ, auch wenn sie wesentlich schlanker und kühler blieben. Der weiche, durchsonnte Duft ihres braunen Haars wurde ihm besonders lieb, und gern vergrub er das heiße Gesicht in die gelösten Flechten. Und wenn Dorette zu ihm ins Zimmer trat — selten genug geschah es —, hielt er bei der Tür noch ihre Hand, als wollte er etwas sagen, das ihm nicht einfallen mochte.

Jetzt las er auch manchmal wieder die alten Lieder. In der Sommerlaube, die von weißen Jasminköpfchen ganz überdacht war. Auch heiße oder verwegene Liedlein aus toller Zeit. Blieben die Liebenden dann im dunkelnden Garten eine Weile zurück, so war er so dankbar, wenn Dorette ihr Haupt einen Augenblick lang auf seinem Schoße bettete — oder ihr Antlitz in seine Hände vergrub. Sie fühlte das bald, und so tat sie es gern. Dann aber, nach dem Gutenachtkuß, stieg er wieder zu Pferde und ritt und stürmte sich müde. Mehr denn je wurden die nächtlichen Ritte seine Passion.

An einem Augusttage fuhr Vater Leonhart nach Wöllmershausen, wo seine Kinder nach dem Eheschluß einziehen sollten. Ein niedliches Bauernhaus wurde für das junge Paar umgebaut, das wollte der Alte wieder einmal besichtigen.

„Kommt eine von euch mit?“ fragte er seine Töchter. „Weiberaugen sehen besser als die schärfsten Männerblicke.“

„Wenn du willst?“ fragte Dorette zögernd.

Die Jüngere fuhr erschreckt auf.

„Ich fahre, natürlich. Du mußt doch Gottfrieds leibliches Wohl pflegen. Auch soll etwas Überraschung für euch bleiben, wie ein Weihnachtsfest, wenn ihr im Herbst dort einzieht.“

So fuhren Vater und Tochter grüßend ins Land. Sie kamen am Abend nicht heim.

Es war Gewitterschwüle in der dunkelnden Luft. Der Garten bot keine Erquickung, die Schwere der Atmosphäre hielt alle trunkenen Sommerdünste zur Erde. Man konnte sie fast greifen, sie und die lautlose Glut, so verdichtet lagen sie über Laube und Wegen.

Bürger saß in seinem Stiebelzimmer und sah zu den jungen blassen Sternen auf und zu lustig huschenden Leuchtkäfern. Er hatte wie gewöhnlich drüben das Abendbrot genommen und dann Dorette nach raschem Ruß bald verlassen. An Reiten war heute nicht zu denken. Dazu war es zu heiß, auch drohte in wenigen Stunden ein stürmisches Unwetter. Schon sprang bisweilen ein rascher Lichtstreif über den Horizont, wie ein unheimlich stiller, drohender Peitschenschwung.

Da trat Dorette in die Tür. Einen Teller duftig schwelender Gartenerdbeeren trug sie in der Hand.

„Ich sah dich am Fenster und weiß, du kannst heut nicht Schlaf finden. Es ist so furchtbar schwül diese Nacht.“

Und sie reichte ihm die tiefroten Beeren.

„Sie sind eben noch gepflückt worden. Vielleicht kann ihr kühler Saft dich erfrischen.“

Bürger drückte ihr dankend die Hand. Stumm saß sie auf seinem Bette nieder.

„Sag, hast du mich noch lieb?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ja, Dorette“, erwiderte er einfach und warm.

„Ich glaube, du leidest.“

Er schwieg und sah in die Nacht hinaus, wo eben ein neuer Sternblitz drohend aufsprang.

„Kann ich nichts — für dich tun?“ bebt ihre Stimme.

Da sah er sich um und ihr ins Auge. Trotz der Dunkelheit fand er den Weg bis in seine letzten und stillsten Gründe. Dann stürzte er ihr zu Füßen und preßte die schmalen kühlen Beine an seine brennenden Wangen.

Sie nickte nur stumm und streichelte ihm Haar und Stirn, wie einem großen kranken Kinde.

„Ich bleibe heut nacht bei dir — willst du?“

Er fühlte, es war ihr kein Glück, sondern ein Opfer. Und doch nahm er das Opfer, nahm es gierig und mit beiden ungefügen Händen, wie ein Durstender den lange entbehrten, endlich gebotenen Trunk . . .

Und so kam es, daß sie drei Monate später erröten mußte, als vor dem Kirchgang die Schwester ihr den Brautkranz reichte.

Wochen, Monate ungetrübten Liebesglücks folgten.

Die Neuvermählten richteten sich in einem Teil der väterlichen Amtswohnung ein, da sie den Einzug in den noch feuchten Umbau in Wöllmershausen für den nächsten Sommer verschoben. Zum erstenmal im Leben fühlte der Dichter den Zauber eigener Häuslichkeit. Was vom Elternhaus in der Erinnerung lebte, war wie ein grauvoller Traum. Das Schreckgespenst der wütenden Mutter, ihr Haß gegen den unbedeutenden, aber gutmütigen Vater ließ selbst die wenigen Weihnachtsabende, die Gottfried daheim verlebte, in Bildern voll zitternder, unheimlicher Angst versinken. Bei Madame Sachse in Göttingen saß das Paster schamlos mit zu Tisch, und im Hause der unglücklichen

Häbina. Dämonen der Tiefe.

Agathe ließ überhitzte Seelenschwärmerei, die später in so irre Sinnenslüste umschlagen sollte, kein behagliches Vergnügen an Haus und Herd aufkommen. Aber jetzt umschloß die kleine Welt der zwei Zimmer und der einen Kammer einen ungeahnten Reichtum seliger Empfindungen. Alles war hier Eigentum, Kasten und Bilder und die zwei eichenen Ehebetten, ja auch die stille, dankbar dienende Frau, die wunderbar aufzublühen begann, da sie ihr Erlöserwerk geglückt glaubte. Und die nervenzerrüttende Unrast, die von jenem späten Maitag bis zur erlösenden Hochsommernacht so quälend in seinem Blute wühlte, war starker, gesunder Sinnlichkeit gewichen, die sich an den milden, leidenschaftslosen Gluten Dorettes zu bescheiden wußte.

Glückliche Briefe flatterten zu Boie und den andern Göttinger Freunden.

„Nun will ich meine Freunde nicht länger versäumen“, schrieb der Dichter nach der ersten Glitterwoche an Boie, „da meine Tage, wenngleich noch nicht ganz, doch größtenteils ruhiger geworden sind. Endlich bin ich mit meiner geliebten Dorette verbunden und habe nun neun vergnügte Nächte bei ihr geschlafen. Ich habe das Vertrauen zu dem Geber alles Guten, er werde mein Glück von beständiger Dauer sein lassen.“

Am gleichen Tage, da Bürger diesen Brief schrieb, kam er in der Abendstunde freudig in Dorettes Zimmer gestürzt. Ein weißes Papier schwang er jubelnd in der Hand.

„Meine Lieder erwachen wieder!“ frohlockte er. „Eben sind mir einige ganz zierliche Verslein beigegefallen.“

„Von unsrer Liebe?“ fragte die junge Frau erfreut.

„Nicht die Spur“, log Bürger mit schelmischem Blinzeln. „Vom Liebesglück ganz fremder Menschen. Hör nur!“

Und er zog die Neugierige zu sich, schlang den Arm um ihren Hals und las:

„Hört von meiner Minniglichen,
Freunde, hört ein neues Lied!
Denn der Winter ist entwichen —
Maienlust mit Wohlgerüchen,
Maienwonn' ist aufgeblüht.
Freunde, öffnet eure Sinne!
Mai erwacht,
Minne lacht,
Mai hat Minne,
Minne Sang wohl angefaßt!“

„Klingt das lieb!“ freute sich Dorette. „Und ich bin wirklich gar nicht damit gemeint?“

Er küßte sie lachend.

„Ich geb es gleich dem Brief an die Freunde bei, den morgen die Post erhält. Hoffentlich ist's erst ein Beginn, dem reichere Blüten folgen.“

„Ich wär' ja so glücklich“, sagte sie mit verschwimmenden Augen. „Manchmal fürchte ich, mein Erlöserwerk sei nur halb getan. Daß ich den Menschen vielleicht rettete, aber den Dichter opferte, mein ich.“

Bürgers Stirn verfinsterte sich. Aber die Wolke zog vorüber.

„Das wär' nicht Erlösung, sondern Verdammnis, Dorette. Auch ich litt schon an diesem Verstummen der Dichterharfe, wenn ich's auch zu verbergen getrachtet. Nun aber hab ich gute Zuversicht.“

Und wirklich rief er sie schon am nächsten Vormittag zu seinem Schreibtisch.

„Lies doch dies Poem, mein Liebling. Und dann sag, ob du nicht einen wirklichen Erzpoeten zum Gatten hast. Das ist mir heut morgens, kaum daß ich aus deinen Armen schied, wie ganz von selbst zugeflogen.“

„Ach du, es ist doch viel netter, du ließt es wieder selbst, ja?“ bat Dorette.

„Dann mußt du auf meinem Schoß sitzen — noch näher an mich geschmiegt — so. Und nun achtgeben!“

Und mit heller Stimme, fast lachend und singend, las er die Verse:

„Eia, wie so wach und froh,
Froh und wach sind meine Sinne!
O vor welcher Sonne flog
Meines Lebens Nacht von hinnen?
Wie so holden Gruß entbot
Mir das neue Morgenrot!

Liebe, deine Wunderkraft
Hat mein Leben neu geboren,
Hat zum Glück der Götterschaft
Mich hienieden schon erkoren.
Ohne Wandell Ewig sol
Ewig jung und ewig froh!“

Mit beiden Armen umfing Dorette den Dichter und lohnte mit Küssen das Lied. Dann aber sann sie nach.

„Es klingt fast vermessen: Ohne Wandel — ewig so. Und doch wär's so schön.“

Doch damit geriet die wiedererwachte Schaffenskraft aufs neue ins Stocken. In den nächsten Wochen gelang kein weiteres Lied, und das war der erste Schatten, der manchmal das warme Licht des jungen Glückes trübte. Namentlich größere, balladenartige Dichtungen wollten sich nicht gestalten, auch der Wilde Jäger fand keine Fortsetzung.

„Lies die neuen Schöpfungen der andern“, riet einmal Dorette. „Das wird dir vielleicht Stimmung und Anregung geben.“

Und zu Bürgers Freude setzte sie fort: „Ich hab ja auch Verlangen nach feinen guten Büchern.“

So kam, von Boie gesandt, Goethes Werther in Bürgers Haus.

Abend für Abend saßen die Liebenden unter dem stillen Lichte der frühentzündeten Winterlampe und kamen nicht los von dem schwermütigen Bann dieses Buches, das damals wie ein dunkles Feuer durch die Lande flog und in tausend und tausend Herzen Glück und Frieden versengte.

„Es muß furchtbar sein, eine so verzehrende Leidenschaft echter Liebe“, meinte Bürger nachdenklich. „Da war mein toller Rausch bei Madame Bandmann dagegen ein Kinderpiel. Dort hatten nur die Sinne ihre Hexenfeier — hier aber schluchzt und schreit aus jeder Zeile unendliche Fülle tiefer, geheimnisvoll verbundener Liebe.“

„Gott mög' jeden Christenmenschen davor bewahren“, erschauerte Dorette. „Denk nur, dabei zu wissen, daß der eine Teil gebunden ist und nach menschlichem Ermessen nie, niemals diese maßlose Sehnsucht erfüllt werden kann.“

Bürger nickte ergriffen.

„Noch eine Steigerung ist da“, setzte er fort. „Gebunden an einen lieben, vertrauenden Menschen, den man zu betrügen verabscheut. Du hast recht: Gott bewahr' jeden ehrlichen Christenmenschen vor solchem Dämon.“

Aber dann sprang er plötzlich auf und hatte ganz große, flammende Augen.

„Doch vergiß nicht: Wenn Goethe nicht Ähnliches, Schweres selber erlitten, nimmermehr hätt' er diese unsterbliche Dichtung geschrieben. Es gibt vielleicht wirklich Naturen, Dichternaturen, die brauchen Dämonen —“

„Ein teurerer Preis!“ warf Dorette etwas unsicher ein.

„Für einen unvergänglichen Lohn, Dorette. Wirklich Großes ist nie zu teuer erkauf.“

Dorette schwieg und senkte die Stirn. Sie blätterten weiter im Buche. Aber sie konnten heute nicht mehr lesen...

Nach einer wirr durchträumten Nacht schrieb am nächsten Morgen Bürger an Goethe:

„Laß Dich herzlich umarmen, oder da Du mir zu hoch stehst, Deine Knie umfassen, Du Gewaltiger, der Du nach dem großmächtigsten Shakespeare fast allein vermagst, mein Herz von Grund aus zu erschüttern und diese trockenen Augen mit Tränen zu bewässern! Gestern Abend erst habe ich Werthers Leiden gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traume erschienen und ich habe — mein Weib hats gehört — in deinen Armen überlaut geschluchzt.“

Und schon wenige Tage darauf traf Goethes warmerherzige Antwort ein:

„Gott segne Dich, lieber Bruder, mit Deinem Weibe, und wenn Du an ihrem Herzen wohnst, denke mein und fühl, daß ich Dich liebe. — Habe lieb, was von mir kommt. Du bist bei mir, auch schweigend wie zeither.“

„Diese Freundschaft des großen jungen Meisters“, meinte Dorette erfreut, „muß doch auch dir deinen ganzen Wert zeigen.“

Und nach einer Pause setzte sie fort: „Auch wird er gewiß nie zögern, dir die starke Hand zu reichen, wenn du sie einst brauchst.“

„Ich will durch eigene Kraft empor“, erwiderte Bürger trotzig. „Doch hast du recht — solche Freundschaft gibt Sicherheit und Vertrauen.“

So bot das Band, das die Neuvermählten umschlang, auch manche Gemeinschaft geistiger Interessen und ausgiebiger Lektüre, wenn auch Gegensätze der beiden Naturen dabei deutlich wurden. Die größere Abendrunde mit Vater Leonhart und Gustchen zusammen blieb meistens nur dem Sonntag aufgespart.

Als der Februarschnee dahinschmolz und mittags die Winterluft plötzlich so fernen weichen Duft trug, hörten diese Familienabende fast ganz auf. Bürger mußte es einzurichten, daß irgendeine Obligation ihn gerade während des Sonntags noch auswärts festhielt, oder er fand sonst einen Anlaß gegeben, um auszureiten und erst in später Nacht heimzukehren. Einmal, als er um Mitternacht ans Tor pochte und Frau Arnold nicht öffnen kam, stand plötzlich Auguste neben ihm.

„Unsere Alte und Arnold sind zu ihren Kindern heut nacht. Vater hat ihnen Urlaub gegeben, da es ein Geburtsfest gilt. Da muß ich den Hauswart spielen.“

„Du?“ fragte Bürger erstaunt, „Du kamst wohl durch die verschlossene Tür?“

Sie lachte und spannte die Arme so weit auseinander, als wollte sie ihre Brust zerreißen.

„Ich habe die Gelegenheit benützt und bin etwas echappiert. Mein Gott, ist das fein, mit losen Haaren durch die Nacht zu rennen. Da wird man müde und kann wieder schlafen.“

Bürger sah jetzt erst, wie frei und voll ihr das blonde Haar über den Leib glitt. Am Himmel standen klare Sterne, die ließen es funkeln und glühen.

„Was kannst du für Sorgen haben, die dir den Schlaf rauben?“ fragte er mit warmem Klang der Stimme.

Sie sperrte das Tor, schlüpfte vor ihm hinein und umfing ihn im Vorhaus mit beiden Armen. Der Mantel glitt von ihr nieder, und sie lagen nackt und weich in heißer Umschlingung um seinen Hals.

Doch nur einen Augenblick lang. Dann war sie im Dunkel verschwunden, und aus irgendeiner entfernten Ecke rief es leise: „Gute Nacht, Gottfried.“ Wie ein süßes Geheimnis klang heute dieser Gruß.

Nun mieden sich die beiden noch mehr als bisher. Nur wenn sie von ungefähr allein zusammentrafen, suchten und fanden sich die Augen zu einem kurzen, tief eintauchenden Blick. Sonst reichten sie sich kühle, flüchtige Hände und sprachen auch in Gesellschaft an einander vorbei.

„Sei doch netter zu Gustchen!“ bat Dorette. „Ich weiß, sie leidet darunter, daß du so lieblos bist. Vielleicht hat sie einst mehr erhofft, umso gütiger solltest du zu ihr sein.“

Um gleichen Nachmittag sattelte Bürger sein Pferd und schlug ihm die Sporen in die Seiten, daß es aufsprang vor Schmerz. Dann rannte es wie gepeitscht den Berghang hinab.

„Noch nie raste er so ins Weite!“ sann Dorette und sah ihm kopfschüttelnd nach.

Aus Selliehausen kam böse Kunde, die alle heimliche Sorge schürte. Hofrat Vistn hatte Konkurs angelagt und seinen Gläubigern seine Zahlungsunkraft eidlich beteuert. In der Zahl der Schwergetroffenen stand an erster Stelle der Amtmann Bürger von Altengleichen, dessen Rautionssumme in der Konkursmasse nicht aufzutreiben war. Kein einziger Taler war zu retten. Außerdem blieb das Gehalt aus, das die neu aufgeheßten Uslarschen Herren unter Hinweis auf eine angeblich drohende Disziplinaruntersuchung vorläufig einstellen ließen.

Die Freunde borgten — aber wie lange konnte dies Schuldendasein währen? Wo sprang ein Weg auf, der ins Freie führte? Mit ganzer Glut der Seele begann Bürger das Amt zu hassen, das seine Dichterkraft zerbrach, ohne ihm und seiner Frau den notdürftigsten Unterhalt zu bieten.

Ihm und seiner Frau. Da fraß der Gedanke weiter. Wenn er jetzt ungebunden wäre, wie leicht ließe sich die Bürde abschütteln und ein neues Wirkungsfeld suchen. Wie offen läge Welt und Leben. Wie wäre längst der Wilde

Jäger vollendet und neue, unsterbliche Lenoren seinem befreiten Genius entsprungen!

Es war kein himmelblauer Maientraum, den dieser Frühling über das Niedecker Amtshaus spannte. Die junge Frau, die ihrer ersten Mutterzeit entgegensah, lernte heimliche Sorgen verschwiegen tragen und heimliche Tränen klaglos weinen.

In dieser Zeit wurden die abendlichen Ritte des Satten fast zur Gewohnheit. Es war bald kein Geheimnis im ganzen Ort, wohin sie den finsternen Reiter trugen.

„Daß das müßte Spielen!“ bat Dorette, wenn er wieder das Roß bestieg. „Es wird uns noch tiefer in Not und Schulden stürzen.“

„Es soll uns ihnen entreißen!“ scholl es trotzig zurück. „Teufelstücke muß man mit Teufelslisten begegnen. Schlaf unbesorgt, ich bring schon einmal die Goldkatze heim.“

Wenn er dann unten am Wald um die Ecke bog, stand wohl wie von ungefähr eine einsame Mädchengestalt zwischen den jungen Birken. Sie trug den gefüllten Einkaufskorb am bloßen Arm und war auf dem Heimweg.

Dann zog er die Zügel an und ließ den Rappen in langsamem Schritt gehen, um das liebliche Bild länger zu kosten. Und er grüßte und winkte, sah in das unermessliche Blau zweier heißer Augen so tief, daß er meinte, darin versinken zu müssen, und galoppierte dann ins Land, ohne umzublicken. In der Schenke aber blieben seine Gedanken nicht beim Spiel, und mit Verlust und neuen Schulden kehrte er meistens durch Nacht und Finsternis heim.

Einmal hielt er den Ritt an und fragte hinunter: „Gustchen, wenn ich dich so mitnehmen wollte?“

Sie schüttelte ihre Locken.

„In die ruhige Schenke, zu Kartenspiel und Würfel? O nein. Aber in Wald und Wiesen und Einsamkeit hinzustürmen, bis man alles vergißt, das wäre wohl wunderbar.“

„Copp, wir wollen in Wald und Wiesen bleiben!“ entgegenete Bürger und lachte mit weißen Zähnen, daß es ein Scherz sei. Doch seine Augen, die wild erglommen, strafften die harmlos heiteren Lippen Lügen. Und Gustchen fürchtete sich und ging rasch heim.

Noch zweimal fragte Bürger an gleicher Stelle, ob sie heute mit ihm in Wald und Wiesen dahinstürmen wolle. Das dritte mal fügte er hinzu:

„Es ist wie im Märchen. Heut' komm und frag ich zum letztenmal und dann nicht wieder.“

Da ließ sie sich aufs Pferd heben und von seinem starken Arm schützend umschließen.

„Doch nur hundert Schritte hin und zurück“, bat sie. „Dann muß ich heim.“

Sie sprengten durch den abendlichen Wald, und der Reiter hielt die jungen, glühenden Glieder so dicht an Hals und Brust gepreßt, daß ihr Atem stöhnte.

„Laß mich, ich bitte dich, laß mich!“ bat sie flehentlich.

Da küßte er ihre Lippen so wild, daß sie erschauerte und sich vergehend in seinen Armen wand. Dann setzte er sie zu Boden und ritt ohne Abschied in rasender Hast ins dunkelnde Land. Ein Gedanke hämmerte unaufhörlich in seinem Hirn: Sie sind wieder hinter mir, sie haben mich wieder, sie heßen mich wieder — die Dämonen — die Dämonen!

Als er tief in der Nacht zum Amtshaus hinaussprengte, sah er noch Licht in seinen Zimmern. Feige, zitternde Angst brach ihm fast die Knie. Wenn so rasch die Vergeltung kam! Herr des Himmels und selige Geister! Alle flehte er in raschem Stoßgebet um ihren gnädigen Beistand.

Oben fand er die beiden Schwestern beisammen, Dorette in jungen Mutterwehen. Ein strammes rotes Ding hielt ihm die weiße Frau, die eben ihr Amt beendet hatte, triumphierend entgegen.

Beschämt von soviel Güte des Schicksals kniete er am Bette der glücklichen Mutter nieder. Und küßte ihre schmale, leidende Hand . . .

Das Kind gedieh prächtig und wurde Antoinette getauft. Es war die hellste Freude des Vaters.

„Ein so kräftiges Mädchen! Mit sechs Monaten!“ bewunderten alle die Kleine. Bürger lachte in sich hinein. Was wißt ihr vom Kinderzeugen, dachte er. Ihr in euren faulen und lässigen Ehebetten. Was wißt ihr von jener schöpferischen Augustnacht und ihren heißen Schauern, die dies kleine Wesen ins Leben riefen. Wie seither, auch in den glücklichsten Nächten der ersten Ehe Wochen, war Dorette so ganz restlos sein Besitz und Eigen.

Nun ritt er nicht mehr zu Rarten und Würfellosen. Er wiegte den kleinen Schreihals, klopfte ihm die Backchen und küßte seine Mutter. Und seinem väterlichen Dichterfreunde Gleim schrieb er die glücklichen Worte: „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenig Wochen ein kleines Mädchen geboren. Weib und Kind sind meine einzige Freude.“

Freilich, je frischer und runder die kleine Antoinette heranwuchs, je blasser und welker wurde die Mutter. Sie konnte die Schmerzen dieser schweren Geburt nicht vermeiden und kränkelte hin, mit ewig glücklichem, aber auch ewig müdem Lächeln auf den Lippen. Wenn die beiden Schwestern beisammen im Garten saßen, konnte kein Mensch vermuten, daß nur zwei Jahre die volle, kernfeste Saftnatur Gustchens von der gealterten und leidgezeichneten Dorette trennen sollten.

Der Sommer lohnte zu seiner Höhe empor, Sonnwend war nahe. Wieder standen die Rosen heiß und düsteschwer im Amtsgarten zu Niedeck, die Nächte glühten, daß man die leichteste Hülle vom Bette warf, durch die offenen Fen-

ster reichten die Sterne ihre silbernen Grüße, lang die Sehnsucht tausend heimlicher Stimmen und Lebensformen.

In solchen Nächten stand Bürger oft stundenlang hinter dem Fensterrahmen, während sein Weib schlief. Er folgte dem Mond auf seiner nächtlichen Wanderung und wußte, jetzt scheint er just in ein Fenster, da wacht noch ein andres junges Menschenkind in dem Hause. Wacht, sehnt sich und ringt mit den Gluten dieser Stunde und ihres Leibes. Wenn dann das Fieber der Sinne ihn schüttelte, daß er Dorette wecken und an seine Brust pressen wollte, hielt ihn ein Blick auf diese schlaffen Züge, auf die welke, frühverblaßte Brust zurück. Er streichelte seinem schlafenden Töchterlein die dicken Häutchen, seufzte tief und warf sich aufs Lager, um späten Schlummer zu finden.

Eines Tages gegen die Mittagsstunde fragte ein fremder Herr aus der Stadt nach dem Herrn Amtmann Bürger. Frau Arnold meldete, und da Bürger im Garten gearbeitet hatte, daß ihm der Schweiß von der Stirn perlte, lief Gustchen dem Gaste entgegen und bat ihn ins Studierzimmer.

„Gottfried wird sogleich zur Disposition stehen, mein Herr“, sagte sie mit niedlichem Anstand.

Der Fremde zog tief den Hut. Er mochte in Bürgers Alter stehn, doch war seine Haltung gemessen und von ausgesuchten Formen.

„Kanzleidirektor Goeking aus Ellrich“, stellte er sich vor. „Ich glaube ein alter Studiengefährte des Herrn Amtmannes zu sein und habe jetzt die Leitung von Dieterichs Musenalmanach übernommen. Da ich aus diesem Anlasse just in Göttingen weilte, bitte ich um Permission, meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich möchte den großen Dichter der unsterblichen Lenore ergebenst um neue Beiträge für den nächsten Jahrgang bitten.“

„Gottfried wird sich gewiß freuen, Sie kennen zu lernen“, erwiderte Gustchen und lud den Fremden zum Sitzen ein. „Doch ich fürchte, Sie werden augenblicklich nicht reich beschenkt werden. Seine Musen schweigen.“

Herr Goeking wollte eben etwas Bedauerndes über die Lippen bringen, da erschien Bürger und erkannte nach der Vorstellung sogleich den alten Schulfreund.

„Natürlich, auf dem Pädagogio in Halle saßen wir zusammen“, freute sich Bürger, „wo der pietistische Rektor Niemeyer aus allen hundert Wildfängen lauter seraphische Schwärmer bilden wollte.“

„Und wo der treffliche Leiste uns in alle erdenklichen Sprachen einblicken ließ, auch unsre ersten Verslein las“, vollendete Goeking. „Wegen poetischer Elaborate bin ich auch heute hier, lieber Freund.“

Gustchen stand auf und empfahl sich mit heiterem Scherz. Sie wolle so wichtige Kolloquien nicht durch ihre unbedeutende Weiblichkeit herabziehen.

Goeking sah ihr bewundernd nach.

„Meine innigste Gratulation, lieber Freund“, sagte er dann. „Ich hörte ja, Sie seien verhehelicht. Aber solch ein reizend, anmutreich Wesen glaubt' ich nicht anzutreffen. Wie unendlich glücklich Sie sind.“

Bürger saß mit gesenktem Antlitze. Etwas schrie in ihm auf vor Freude und vor Herzeleid. Er fühlte das heiße Rot auf den Wangen, doch seine Miene blieb unbeweglich.

„Es ist nicht meine Frau. Meine Schwägerin. Dorette ist noch leidend, sie hat mir Ende Mai ein Töchterlein geboren.“

Goeking vergaß ganz, auch dazu Glück zu wünschen. So lebhaft beschäftigten ihn stumme Gedanken. Dann sagte er:

„Gewiß brauch ich von meiner Gratulation kein Wort zurückzunehmen, so sind Sie von doppelter Schönheit hier

umbliiht. Wiewohl eine gleich anziehende Schwägerin ihre Gefahr haben kann. Davon könnt' ich Ihnen ein Lied singen.“

Bürger hielt sich krampfhaft ruhig.

„Wieso?“ fragte er harmlos.

„Ja fürchten Sie nicht, Menschenkind, daß Sie eines Tages auch Ihrer entzückenden Schwägerin toll ins Garn laufen können?“ rief der Freund in größerer Erregung, als die ruhig gemessene, etwas steife Haltung vermuten ließ. „Ich wenigstens hab es erfahren. Hab ein Jahr lang damit gerungen, bis —“

„Bis?“ fragte Bürger tonlos.

„Bis ich's verwunden hatte, natürlich. Nun ist meine Schwägerin glücklich verheiratet und alles ist überstanden. Aber Narben hat es gesetzt, die Schmerzen noch heute. Und nun nichts für ungut, daß ich mit so persönlichen Events aus meinem Leben komme. Ihre Frau ist gewiß ein Engel, der Ihr ganzes Herz besitzt. Und es war töricht, mit meiner Warnung einzufallen. Halten Sie's meiner schweren Prüfung und unsrer Freundschaft zugute.“

Und er ging auf den eigentlichen Zweck seines Besuches über. Bürger bedauerte, augenblicklich nicht viel Brauchbares bereit zu haben, doch werde er im neuen Heim in Wöllmershausen hoffentlich von den Mäusen häufiger aufgesucht werden und dann des Almanachs und seines neuen Leiters natürlich gern gedenken.

Bürger mußte den Jugendgefährten zum Mittagsmahl einladen. Doch er atmete auf, als Goeking wegen dringender Amtsgeschäfte bedauernd ablehnte. Er wollte jetzt keinen Gast an seinem stillen, gedrückten Tische.

So begleitete er seinen Besuch zur StraÙe. Die Gartentür stand offen, und drin auf einer sonnigen Bank saß die blasser Dorette mit ihrem zappelnden Kleinen. Sie hatte die Augen geschlossen und genoß mit einem Ausdruck müder

Dankbarkeit den warmen Glanz der Sonne auf ihren leidenden Gliedern.

Ein schneller Blick Goekings erfaßte die Situation. Dann sah er in scheuer Hast zu dem Freunde hinüber, der mit hart geschlossenen Lippen und starr gesenkten Augen ihm zur Seite schritt. Und er wagte nicht zu grüßen oder zu fragen.

Sie reichten sich die Hand und sprachen einige Abschiedsworte. Dann standen sie einen Augenblick still, als hätte jeder noch etwas zu sagen. Endlich überwand Goeking das Schweigen:

„Wenn Sie einmal einen verschwiegenen Brunnen brauchen, in den Sie Ihr Herz rückhaltlos entlasten wollen, so wissen Sie, wer Sie verstehen wird.“

Ein stummer, heißer Händedruck, zu kräftig fast für Goekings zarte Gelenke, dankte. Dann schieden die Freunde.

Im Haustor trat dem Rückkehrenden Gustchen entgegen.

„Kommst du nicht mit hinunter?“ fragte sie. „Ich habe noch vor Mittag einen kleinen Gang in den Ort zu tun.“

Es war das erstemal seit jener wilden Waldjagd, daß beide allein zusammentrafen. Doch jetzt war ja lichter Tag um sie und das Auge der Leute. Sie schritten lange wortlos nebeneinander.

„Das hat dir doch weh getan“, begann sie endlich, „daß du keine neuen Lieder zur Hand hattest!“

„Ja“, sagte er trocken. Und weicher fügte er hinzu: „Doch das war es nicht allein.“

Wieder Pause. Sie schien die letzten Worte überhören zu wollen. Dann blieb sie stehen und sah ihm frei in die Augen.

„Du sagtest einmal, manche Früchte gedeihen in Stur und Sturm, nicht im Frieden der Sonne. Jetzt müßtest du doch wieder dichten können!“

Er faßte heimlich ihren Unterarm und umkrallte ihn mit den Fingern.

„Weißt du denn alles!“ stöhnte er leise.

„Nichts will ich wissen!“ erwiderte sie und machte sich frei. „Aber ich will, daß du wieder dichten kannst, weil dich das glücklich macht. Und weil ich alles vergessen kann, wenn ich dich nur glücklich weiß.“

Und nun sah er auch in ihrem Auge den opferbereiten heiligen Schein, der einst aus Dorettes Blicken den ersten stillen Zauber zu wirken begann. Nur aus heißeren, unendlich reicheren Tiefen.

„Gustchen!“ seufzte er verstört. „Warum — warum —“

„Frag nicht warum. Aber wenn du aus kämpfenden Gluten ein neues Lied bilden kannst, so wird es mich freuen. Und du kannst es mir morgen zum Sonnenwendfest geben.“

Dann schlüpfte sie in die kleinen Läden und besorgte die Einkäufe. Unter belanglosen Gesprächen gingen sie im Brande der Mittagssonne den Weg zurück. Erst beim Abschied, als sie unten zur Küche wollte, fragte sie rasch:

„Nicht wahr, er hat mich zuerst für deine Frau gehalten?“

Und sie stand dabei ganz in Stut.

Bürger brachte kein Wort über die Lippen. Es war wie im Traum, wenn wir sprechen wollen, wehklagen oder jauchzen, und die Kehle bleibt zugeschnürt. So nickte er nur stumm und küßte noch rasch die volle rosige Hand, ehe sie entfloß . . .

An diesem Abend ritt Bürger zum ersten mal wieder aus. Nicht in die Schenke, die ihm verleidet war, sondern zu seinem Amtsnachbarn Scheuffler nach Wittmarshof

hinüber, der ihn schon oft zum Tarock geladen hatte. Und diesmal lachte ihm das Spielglück aus vollem Halse. Ein Taler nach dem andern wanderte in seine Kasse, was den wohlbestallten Hausherrn in seiner fröhlichen Weinlaune nicht störte. Es war eine kleine Schlacht geschlagen, als Bürger mit singendem Hirn unter die tanzenden Sterne hinausritt.

Doch die freie Nachtlust renkte die Schaukelnden und verdrehten Bilder der Wirklichkeit bald wieder ein. Nur feurige neue Lebenslust und der Nachhall froher Lieder dampften noch weiter in seinem Blute, als er daheim vom Ross steigen wollte. Da gleißten die Scheiben eines Zimmers, auf denen der weiße Mondglanz flitterte, wie ein Gruß entgegen und brachten die Erinnerung wieder. Erinnerung an alles Wehe und Süße dieses Tages.

Könnt' ich dir jetzt ein Ständchen singen, du Lieblichste von allen, dachte er. Hab' ich auch keine schmachtende Leier, das Trallirum-larum brächt' ich auch zustande.

Und da fiel ihm ein, daß morgen Sonnenwend' war und Gustchen ein neues Lied wollte.

So soll sie ihr Ständchen morgen erhalten, nicht gesungen und mit schwärmender Laute begleitet, aber in zierlichen Versen und auf dem feinsten Papier der Niedercker Amtsstube!

Und er wandte sein Pferd und kehrte erst wieder heim, bis er das tolle Lied im Kopfe fertig trug. Noch in der Nacht schrieb er es nieder.

„Trallirum larum, höre mich,
Trallirum larum leier!
Trallirum larum, das bin ich,
Schön Liebchen, dein Getreuer!
Schleuß auf den hellen Sonnenschein
In deinen zwei Suckäugelein!

Habina. Dämonen der Tiefe.

6

Durch Nacht und Dunkel komm ich her
Zur Stunde der Gespenster.
Es leuchtet längst kein Lämpchen mehr
Durch stiller Hütten Fenster.
Nichts wachet mehr, was schlafen kann,
Als ich und Uhr und Wetterhahn.

Wann, o wann ist auch mir erlaubt,
Daß ich zu dir mich füge?
Daß ich in süßer Ruh mein Haupt
Auf deinem Busen wiege?
O Priesterhand, wann führst du
Mich meiner Herzgeliebten zu?

Wie wollt' ich dann herzyniglich
So lieb, so lieb dich haben!
Wie wollt' ich, o wie wollt' ich mich
In deinen Armen laben!
Geduld! Die Zeit schleicht auch herbei!
Ach, Trautchen, bleib mir nur getreu!

Nun lorum lorum, gute Nacht!
Gott mag dein Herz bewahren!
Was Gott bewahrt, ist wohl bewacht,
Daß wir kein Leid erfahren.
Adel Schleuß wieder zu den Schein
In deinen zwei Suckäugelein!

Am nächsten Vormittag trat Vater Leonhart in Bürgers Arbeitszimmer.

„Was ist denn mit Wöllmershausen? Nun ist alles blink und blank in Ordnung, und ihr denkt scheinbar gar nicht ans Einziehen!“

Er lachte sein breites, gutmütiges Bärenlachen und schlug ihm mit der Hand derb auf die Schulter.

„Nicht, daß ich euch weghaben will, du verstehst mich ja. Ihr werdet uns jämmerlich fehlen. Aber wir haben doch den Bonzen oben deine Übersiedlung längst angezeigt und schon zweimal die Verschiebung, da hätten sie wieder einen Grund, ihr Pöstermaul dran zu weßen.“

„Du hast recht, Vater. Wir wollen uns richten und reisen.“

Es war ein trüber, resignierter Ton, der aus diesen Worten klang. Die Fröhlichkeit der Nacht hatte im unbarmherzigen Lichte der Wirklichkeit ins volle Gegenteil umgeschlagen. Mitleidig und bekümmert sahen die guten kleinen Augen zu ihm nieder.

„Daß dir die dumme Affäre nicht so zu Herzen gehen!“ tröstete er. „Sie werden dir alles Gehalt voll nachzahlen müssen, verlaß dich darauf.“

„Ach das —“ meinte Bürger geringschätzig.

„Sonst kannst du doch keine Sorge haben. Hast Weib und Kind, und wir beiden andern sind dir gleichfalls von ganzem Herzen gut. Auch Gustchen, ich weiß es, wenn sie's auch nicht so zeigen will. Der wird eure Abreise sogar bitter nahe gehn. Aber was ist da zu machen.“

„Ich danke dir innigst für all deine Güte“, erwiderte Bürger warm. „Und das Nähere werde ich mittags mit Dorette besprechen.“

Dorette kam der Übersiedlungsplan nicht unerwünscht. Ja sie erwärmte sich zusehends bei diesen Gedanken und zeigte eine Lebhaftigkeit, die ihr sonst fremd schien.

„Es ist so schön, endlich ganz ins Eigene zu kommen“, träumte sie lächelnd. „Hier sind wir doch immer nur Gäste gewesen. Aber Haus und Hof und Garten ganz für sich zu haben, niemanden neben und über sich, das soll erst glückliches Leben heißen. Man teilt diese Dinge nicht gern, auch nicht mit den Liebsten und Nächsten. Wie alles, was einem Sinn und Inhalt des Daseins gibt.“

Bürger horchte auf. Sollte die Frau, die erst vor kurzem so ahnungslos bat: sei netter zu Gustchen — sollte sie tief in seiner Seele lesen können? Und ängstlich schloß er den Rock zu, als verhülle sich so das bange Geheimnis seines Herzens. Doch schon plauderte sie weiter:

„Dann werden wohl deine Lieder endlich Ostern halten. Du weißt nicht, wie mich das drückt, daß deine innere Stimme zum Schweigen kam. Hast du wirklich noch immer nichts geschrieben?“

„Nein“, log der Gatte und hörte, wie das Papier in der Tasche knisterte, das er in wenigen Stunden vor Gustchen zu lesen gedachte . . .

Als er dann neben der Schwägerin in die Dämmerung hineinschritt, um die Sonnenwendfeiern der Ortsbewohner zu beschauen und die lobenden Holztöfe, da flüsterte ihre Stimme weich in sein Ohr: „Du mußt mir aber schwören, mich nicht zu küssen, hörst du? Höchstens zum Abschied, früher nicht.“

Ein trauriger Blick streifte sie langsam.

„Weißt du, daß bald ein völliger Abschied naht?“ fragte er leise.

„Ich weiß es, Vater hat es mir mittags erzählt. Darum darfst du auch lieb zu mir sein und alles sagen, was dich quält. Nur das Küssen, das Küssen laß bis zum Schluß, ich bitte dich darum.“

Er fühlte jetzt die knisternden Locken ihres Haares an seine Wangen streichen, und ihre Hand brannte einen Atemzug lang in der seinen.

„Gut. Ich verspreche, ich schwöre dirs, Gustchen!“

Wie im Traum ging nun alles vorüber, die lauten Lieder und Freudenschreie der Menschen, die stillen Bilder rauschender Eichen und Erlen, die aus nächtlicher Ruhe aufgeschreckt wurden und vor den roten Flammen zurückschauerten, und die langsam aufglühenden, stolz und steil

zur Höhe lodernden und dann müde versinkenden Gluten auf der Festwiese.

„Was wohl diese Feuersäulen einst bedeuten sollten?“ fragte das Mädchen.

„Manche sagen, sie kündeten bloß den germanischen Lichtglauben“, belehrte Bürger. „Doch ich traue der Lehre, daß die Dämonen gebannt werden sollen, deren Haß die Ernte bedroht. Denn das natürliche Volk weiß, daß Haß und Neid uns umlauert und unheimliche Geister unsere Werke zu Schanden machen wollen. Unsere Werke, unser Glück und uns selbst.“

„Weißt du, was Dorette jetzt antworten würde?“ fragte Gustchen. „Umso mehr muß man die Dämonen der Tiefe fliehen und die Geister der Höhe zu Hilfe rufen.“

Bürger stieß einen schmerzlichen Seufzer aus.

„Die können ja auch nicht helfen“, klagte er bitter. „Sie richten nur desto eher alles zugrunde.“

Nun war die Menge johlend und singend entteilt, meistens in Pärchen aufgelöst, und suchte das Licht der Wirtsstuben oder das Dunkel der nahen Waldränder. Gottfried und Gustchen brauchten keine fremden Augen weiter zu fürchten und gingen wie Liebende durch die silberne Nacht.

Der Mond hatte sich groß und erdenschwer aus den Wipfeln der schwarzen Tannen erhoben. Blut floß über sein Antlitz, solange die Dünste dieser Menschenwelt ihn erreichten. Erst seit er wieder in freien blauen Höhen badete, fiel sein Licht rein und makellos auf die verlassene Welt.

Und der Dichter entsann sich, wie dieser Mondduft gestern an trauten Fenstern silberte und seine Verse weckte. Und da fragte sie schon: „Was macht mein Gedicht? Hast du mir eins mitgebracht?“

Er wog das Papier unsicher in der Hand, ehe er es öffnete.

„Es ist ein tolles Viedlein geworden“, entschuldigte er, „aus viel Weinlaune und Übermut geboren. Und nicht alles mußt du justament auch auf dich beziehen. Es war nur, daß ich deinen Wunsch und meine Sehnsucht erfülle und wieder dichte.“

Sie setzten sich am Forstrand nieder, Wange an Wange, innig in einander geschmiegt. Doch dann sprang sie auf und lagerte sich zu seinen Füßen, und nur ihr Köpfchen überließ sie seiner zärtlichen Hand.

„Kannst du es lesen?“ fragte sie.

Das Licht war jetzt so hell geworden, daß auch die dünnen Schriftzeichen Bürgers zur Not sichtbar waren. Auch kannte er die meisten Verse auswendig.

„Das ist wirklich ein verwegenes Ding!“ drohte Gустchen, als er schwieg. „Aber es ist herrlich geglückt. Nur mußt du mir nochmals sagen, daß es nicht mir gilt.“

Er zog sie leidenschaftlich an sich und wühlte sein Gesicht in ihr sommerduftendes Haar.

„Und doch gilt es dir, Gустchen, dir ganz allein. Mit allen seinen Versen. Mit allen seinen Gedanken. Mit allen seinen sündigen Wünschen.“

Sie rang sich los und atmete schwer.

„O pfui. Ich bin Dorettes Schwester. Das darfst du nie vergessen.“

Da stand er auf, und junger Übermut brach wieder aus seinen Augen.

„Ich will dir einen neuen Namen geben, den du nur für mich führst. Dann bist du nicht Gустchen mehr und nicht Amtmann Leonharts Tochter. Dann hast du keine Schwester und keine menschlichen Bande, die dir zur Last fallen. Und was geschieht, ist einzig meine Schuld und mein Werk.“

„Einen geheimen Namen trag ich gerne von dir“, sagte sie neugierig. „Aber geschehen darf trotzdem nichts, was

uns dreien zu Schmach und Verderben wäre. Und nun sprich, wie soll ich wohl heißen?“

„Ich will dich Trautchen nennen wie hier im Vied — doch das ist ein allzu umgänglich Rosewort geworden. Nein, wie die englischen Dichter gern ihre Liebchen taufen: Molly soll von nun an dein Name sein.“

Und er nahm ihren Kopf in beide Hände und griff dann mit der Rechten schöpfend ins Mondlicht hinauf.

„So gieße ich flüssiges Silber auf das Gold deiner Locken. Nun heißt du für Zeit und Ewigkeit Molly, bist eltern- und Schwesterlos und nur meiner Liebe geschenkt.“

Dann schloß er sie in seine Arme und suchte ihre Lippen.

„Du hast doch geschworen!“ wehrte die Neugetaufte.

„Das galt Gустchen Leonhart“, lachte der Dichter und Wiedertäufer, „die kenn ich nicht mehr. Meiner Molly hab ich noch nichts eidlich gelobt.“

Und er küßte sie, küßte Lippen, Hals und wogende Brust. Und sie jauchzte unter seinen Küßen.

Dann, als er derber nach ihr greifen wollte, aufgewühlt von Sommernacht, Mond und dem heißen Duft ihres Leibes, entglitt sie ihm und eilte voraus ihrem Hause zu. Erst vor dem Tore lag sie noch einmal küssend in seinen Armen.

Einige Tage später rollte der Niedecker Amtswagen langsam die Anhöhe hinab ins Land. Der alte treue Arnold hatte schon die bewegliche Habe der Übersiedler ins neue Heim geschafft, nun saß er auf dem Rutschbock und führte den Amtmann Bürger selbst mit Weib und Kind von dannen. Vater Arnold begleitete sie. So war in den Räumen des Amtshauses heute ein einziges liebes Menschenkind zurückgeblieben. Und Bürger sah sich um, ob nicht eine Hand vom Fenster letzten Gruß winke. Aber kein Antlitz und keine Hand wurde sichtbar. Da wußte er, daß jetzt in stiller Kammer ein junges Herz zitterte und litt. Und dies

wehe Wissen tat so wohl, daß die Tränen in die Augen drängten.

Dann aber dachte er seines letzten Auszuges von dieser gastlichen Stätte. Damals, als er die Lenore gelesen und Gustchens erste hingebende Küsse getrunken hatte. Damals, als zwei Mädchenhände winkend wehten, solange sein Auge zurück sah und noch einen Schimmer erkennen konnte. Und er dachte der Einkehr des Geheften und Flüchtenden mit seiner starken, wundergläubigen Erwartung von Heil und Heimat, daß vor helfender Frauengüte alle Dämonen für immer gebannt wären.

Und heute?

Er schreckte zusammen und wagte nicht, nach rückwärts zu schauen. Hinter dem Wagen, hinter dem Wagen, da klang es wie leiser Hufschlag geisternder Rosse . . .

IV.

Die ersten Wochen in Wöllmershausen gaben für seh nende Gedanken und quälende Erwägungen nicht viel freien Raum. Das Einrichten und Einleben in die neuen Haus- und Ortsverhältnisse nahm Zeit und gab Ablenkung, rück ständige Stöße von Akten und Petitionen forderten endlich wieder ernstliche Arbeit, sollte nicht Amt und Zukunft ganz aufs Spiel gesetzt werden, und die erwachende Seele der kleinen Antoinette bot soviel Freude und Rätsel, daß vor diesen unfassbaren Kinder Augen der heimliche Sturm der Sinne einschloß wie mildes Abendwehen.

Dorette war glücklich, wenn sie Gottfried mit der Kleinen scherzen und lachen sah.

„Nun habe ich einen Bundesgenossen“, meinte sie stolz, „der mehr vermag als meine schwachen Kräfte. Solange mir Antoinette erhalten bleibt, kann ich dich nicht ganz verlieren.“

Wieder horchte er auf, ob nicht Argwohn auf richtiger Fährte sei. Doch sie setzte fort:

„So wirst du vielleicht doch den Frieden finden, du Müder, Raftloser, den ich dir allein nicht geben konnte. Einen Frieden, der deine Pieder nicht tötet.“

„Ich glaube, das ist mir versagt“, bekannte er verdüstert. „Ich werde wieder singen, ich fühle es. Aber nur mit Flammen und Schmerzen. Segne sie und rühr nicht daran, ich bitte dich. Sonst ist es um mich und unser Leben geschehen.“

Dann küßte er die blassen, erschreckten Lippen und schloß das Kind an sein Herz, daß es ängstlich zu schreien begann. Zärtlich legte er es der bestürzten Mutter in die Arme.

Die nächste Briefpost brachte ein Schreiben aus Alfersleben. Bürger erkannte erstaunt die harten, ungelenk wirren Schriftzüge seiner Mutter, von der er seit der Nachricht von Großvaters Tode keine Botschaft erhielt.

Nun fühlte sie selbst ihr Ende nahen und rief in unverhüllter Sehnsucht nach dem Sohne.

Da auch Erbschaftsfragen zu ordnen kamen, mußte Bürger die Reise antreten. Er fand die Sterbende schon bewußtlos, den häßlichen, lauernd grausamen Zug noch immer um die Lippen. So konnte auch der Tod kein Verschöner und Versöhner werden. Doch die 500 Reichstaler und die Anwartschaft auf eine schöne Strecke Ackerland bei Alfersleben nahm er als Erbgut mit vom Totenbette, und diese Besserung seiner wirtschaftlichen Lage ließ ihn freudiger in die Zukunft blicken.

Als er in Wöllmershausen heimkehrte, fand er Dorette verändert. Ihre Augen hatten so unheimlich klaren Schein, als wären sie wissend geworden. Und er erfuhr, daß Gустchen zu kurzem Besuch Gast gewesen.

„Du hast ja doch in den letzten Niedecker Tagen wieder etwas geschrieben“, sagte Dorette, ohne von ihrer Näherarbeit aufzusehen. „Gустchen wußte davon. Ich glaube sogar, sie hat das Lied.“

Bürger schwieg. Ein dumpfer Trotz überfiel ihn.

„Dann war deine Rühle zu ihr — ich will das Wort nicht nennen“, sagte sie, noch immer ruhig.

„Man muß nicht alles auf den Lippen und um die Mundwinkel tragen, was einen allein angeht. Was weißt übrigens du davon.“

Da stach sich Dorette die lange dünne Nadel tief in den mittleren Finger hinein. Das Blut schoß wie ein schmaler roter Pfeil gegen ihn. Er achtete nicht darauf und wollte ihr gleich den Finger reinigen und verbinden.

„Nur“, wehrte sie müde. „Das ist die kleinste Wunde dieses Tages. Mit meinen Schmerzen werde ich selbst schon fertig.“

Der Friede des Hauses war durch diese Aussprache scheinbar nicht getrübt. Dorette fragte schon in der nächsten Stunde nach den Einzelheiten der Reise, nach dem Tode der Mutter und letzten Bestimmungen, ja sie schien sich der kleinen Erbschaft aufrichtig zu freuen. Nur wenn sie ihr Gatte allein traf, schattete eine Traurigkeit um ihre Augen, die ihn tief bekümmerte und doch wieder mit Trotz wappnete. Es war die Traurigkeit armer, einsamer Frauen, die im Schrank ein einziges kostbares Glasgefäß bergen und daran ihre ganze Liebe hängen. Und eines Tages merken sie darin den ersten großen Sprung . . .

Das Bild Gустchens, seiner Molly, wie Bürger das geliebte Mädchen nun immer im Geiste nannte, war nun wieder lebendig und lockend in seiner Seele. Hier waren ihre Füße geschritten, hatte die Hand mit weichem Segen über Sessellehne und Tischtuch gestreift, aus diesen Fenstern träumte ihr blauer Blick zum hohen Eichbaum hinauf und über den Gartengrund hin in die Ferne, wo sie den Liebsten wußte. Nun war er zurück — und sie wieder weit und fern. Der Abendstern, dessen milder Glanz aus dem dämmernden Luftblau sichtbar war, schien ihm näher als das Gesicht der Holden.

Eine weiche, hoffnungslose Schwerkut umhüllte den Einsamen. Sing jetzt ein Lied an sie, fiel ihm als Trost ein. Dann fühlt sie vielleicht trotz der Ferne das Erzittern deiner schwingenden Seele. Und morgen nimmst du das Lied und trägst es ihr zu —

Und er wehte der Geliebten die neuen Verse und sprach sie laut in die junge Nacht hinaus, als müßte diese ein treuer Bote sein:

„Mir tut's so weh im Herzen,
Ich bin so matt und krank.
Ich schlafe nicht vor Schmerzen,
Mag Speise nicht und Trank.

Du wärst mir zwar ein Becher,
Von Heilungslabsal voll —
Nur daß ich armer Leher
Nicht ganz ihn trinken soll!

Drum laß mich vor den Wehen
Der ungestillten Lust
Zerschmelzen und vergehen,
Vergehn an deiner Brust!“

In den Nächten aber erwachten die Sinne und rüttelten aus dem müden Verzicht ein heißes Verlangen los. Schon hatten seine Lippen den kühlen Tau ihrer mädchenhaften Brust geküßt, die keiner vor ihm gesehen. Schon hatte er ihren weichen schmiegsamen Leib so nahe gefühlt, daß er hineinzuwachsen schien in seine eigenen Glieder in brennendem und doch keuschem Versinken des Bewußtseins. Schon hatten ihre Lippen von unerschlossenen und unerschöpflichen Genüssen der Hingabe ahnungsvolle Kunde gegeben. Und diese Erinnerungen lockten und gurrten mit heißen Farben und Tönen, phantastische Bilder des Möglichen, Unerfüllten ergänzten sie — doch nur der Tod, nur ein lohendes Ende stand am Ausgang dieser trunkenen Bilderreihe.

Und wieder ergoß sich das schwüle Verlangen in nächtliche Verse:

„Wie um ihren Stab die Rebe
Brünstig ihre Ranke strickt,
Wie der Epheu sein Gewebe
An der Ulme Busen drückt:

Dürft' ich so dich rund umfassen,
Dürftest du, Geliebte, mich!
Dürftest so zusammenhängen
Unsre Lippen ewiglich!

Sterben wollt' ich im Genuße,
Wie ihn deine Lippe beut,
Sterben in dem langen Kusse
Wollustvoller Trunkenheit!“

Gustchen erschauerte vor diesen Gluten, als der Dichter sie in ihr Ohr raunte. Dann barg sie ihre Stirn an seiner Brust.

„So darfst du nicht mehr schreiben, so schön und wunderbar das auch klingt. Wohin soll es führen?“

„Du bist ja Molly!“ jauchzte er ihr zu, „kannst geben und nehmen, ohne Recht und Gesetz ängstlich zu befragen.“

Doch sie schüttelte nur den Kopf, und nach einigen heißen Küssen mußte der Liebende wieder dem Kößlein die Sporen geben. Er hatte eine amtliche Mission in der Nähe Niemarks benützt, um zum erstenmal wieder die Wege der Sonnenwendnacht an lieber Hand abzuschreiten.

Und nun kam er öfter, und immer war es, als wüßte Gustchen genau die Stunde und den Ort, wo sie sich treffen sollten. Und doch war nichts vereinbart, nur plötzlich aufspringende Gelegenheiten der Amtsgebarung oder der Ungestüm einer allzu sehnächtigen Gedankenstunde drängten ihn unvorbereitet zu diesen kurzen, seligen Augenblicken.

Und immer brachte er neue Liedgaben. Das brach wie ein reines, befreites Leuchten aus all seiner Traurigkeit und Sinnenbagnis, daß er wieder singen und gestalten konnte. Bald waren es auch andere Stoffe und Geschichten, nicht nur ihr verbotenes, in seinen Tiefen noch ungenossenes Liebesglück, die seinem Liede gelangen. Doch am liebsten

legte er Verse neuer verzehrender Sehnsucht dem angebeteten Mädchen in die glückzitternden Hände.

Nicht immer blieb ihr Beisammensein ein wehes oder verücktes Schwelgen in liebender Versunkenheit. Auch tollend und lachend sprang Gutschen vor ihrem Ritter durch Fluren und Waldgründe, oder er hob sie wieder aufs Pferd und erzählte ihr schnurrige Märlein, daß sie vor Vergnügen die Haare löste und frei dem Wind übergab. Nach solch hellen Stunden schied er ohne Trübsinn und Dämonenfurcht, und das klingende Lachen ihrer Singstimme blieb lange so lebhaft in seinem Ohr, daß er noch in weiter Ferne plötzlich auffah, ob seine Molly nicht wieder ihm zur Seite tollte.

Und auch dies fröhliche und glückstolze Genießen dieser hellblitzenden Stunden verewigte er im Lied. Am Heimtritt, während das Lachen noch mitlief, wuchsen von selbst die Verse aus den grünen Waldwegen auf:

„O was in tausend Liebespracht
Das Mädel, das ich meine, lacht!
Nun sing, o Lied, und sag mir an,
Wer hat das Wunder aufgetan,
Daß so in tausend Liebespracht
Das Mädel, das ich meine, lacht?“

Und in eigenen bewundernden Strophen pries nun der Glückliche die ganze Anmut der jungen Geliebten, Blauauge und Pfirsichwange, süßrunde Purpurlippen und des Nackens seidenes Lockenblond, den Flötenklang ihrer Stimme, Leib und Seelenglanz, darin ihm stets mehr und mehr aller Schöpfung Vollendung beschlossen schien. Doch das Ende des Liedes, als das ferne Lachen ganz verklungen war und das einsame Bauernheim in Wöllmershausen durch

die abendlichen Bäume sichtbar wurde, klang wieder als Klage aus:

„Doch ach, für wen auf Erden lacht
Das Mädel so in Liebespracht?
O Gott, bei deinem Sonnenschein!
Bald möcht' ich nie geboren sein,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Das Mädel mir auf Erden lacht!“

Trat er dann ein in das stille Haus, so mußte Dorette immer, ob er bei der Schwester war. Und jedesmal, so meinte er zu erkennen, wurde ihr Antlitz blasser und schmaler. Sie lag dann lange schlaflos, und am Morgen tastete sie sich wie eine Blinde oder Schwindelerfaßte mühsam zurecht. Der Anblick riß ihm sein junges Glücksempfinden jäh entzwei, er wollte hinstürzen und ihre Vergebung erbitten — Aber was dann? Genesen konnte sie nur, wenn er ein Wort der Umkehr gefunden hätte. Und dazu fehlten ihm Kraft und Wille.

„Warum bist du heute so schwermütig?“ fragte ihn dann beim nächsten Zusammentreffen die Geliebte. „Du hast mich noch gar nicht rechtschaffen geküßt.“

Da fuhr er auf wie aus schweren Träumen.

„Es geht Eine in Leid und Kummernis, meine Molly, während wir hier so glücklich sind. Ich glaube, sie fühlt jeden Ruß, jedes liebe Wort zu dir wie einen Stich in ihr Lebensmark.“

Und er erzählte ihr von Doretzens Hinwelken und stillem Verbluten.

Da faßte auch die Schwester zum erstenmal eine Ahnung der ganzen furchtbaren Schwere von Schuld und Verhängnis, die unentwirrbar verschlungen schienen.

„Und es gibt keinen Ausweg, keinen!“ stöhnte sie mit erstarrten Augen. „Und keine Lösung, die uns nicht voneinanderreißt.“

„Doch, Molly!“ flüsterte er heiser, und seine Stimme klang so verändert, daß er selbst davor erschrak. Es war, als spreche ein anderer Geist aus seinem Munde.

„Und das wäre?“ fragte noch Gustchen. Dann sah sie den fremden Schauer in seinem stehenden Blick und verstummte.

„Daran dürfen wir gar nicht denken, auch nicht an die Möglichkeit. Sie soll leben und wieder gesund werden, und wir müssen alle Seelenkraft aufwenden, um ihr das Beste zu wünschen.“

Nun blieb Bürger wochenlang fern, spielte mit An-toinette, arbeitete im Garten und umgab die Dulderin mit milder Aufmerksamkeit. Sie war von ganzem Herzen dankbar für die kleinsten Schimmer von Güte. Und er sah, wie ihr Auge heller wurde und nachts zu ruhigem Schlafe zurückfand, wie die Farbe der Wangen wieder ins Blühen kam.

Er freute sich ehrlich, gewiß. Nur manchmal, wenn Herz und Sinne in wilder Verzweiflung nach der andern schrien, ertappte er einen feigen Dämon im dunkelsten Hause seiner Seele.

Du schleichender Schuft, schrie er das graue Phantom an, das Wort hast du gesagt und nicht ich! Hinaus aus meinen Gedankengängen! Ich weiß nichts von diesen höllischen Wünschen.

Da grinste ihn der teuflische Schatten an und lachte heiser. Ich komme wieder! winkte er ihm zu und schlüpfte hinaus.

Bürger aber lag schlaflos, und als ihn die ersten Morgenstunden doch entschlummern ließen, wälzte er sich in dumpfen, lastenden Träumen . . .

Die nächsten Nächte aber kamen mit umso heißerem Durste nach der Entfernten, Vanggemiedenen. In trunkenen Bildern ließ er ihr Lager vor seinen Augen erstehen und darauf die lieblichste Schläferin in aller Anmut und unberührten Schönheit. Wieder sollte ihn ein Fied erlösen:

„Wohlauf, mein liebender Gedanke,
Wohlauf zu ihrem Lager hin!
Umwebe gleich der Epheuranke
Die engelholde Schläferin!
Geneuß der übersüßen Fülle
Vollkommner Erdenfeligkeit,
Wovon zu kosten noch ihr Wille
— Und ewig ach vielleicht — verbeut!“

Und er schloß mit dem Aufschrei rettungsloser Verzweiflung:

„Schlagt, Wellen, über mir zusammen!
Ich brennel brennel kühlet mich!“

„Ich glaube, wir tauschen die Rollen“, fragte am Morgen Dorette mit besorgten Augen. „Je wohler ich aufblühe, umso leidender wird dein liebes Gesicht.“

„Ich muß wieder mehr über Land reiten!“ erwiderte er mit hartem Klang. Es lag ihm augenblicklich nichts daran, daß die Stille, Gütige ihr scheues Lachen und Aufblühen wieder verlernen sollte. Auch daß sie weinend am Fenster saß, als er in wilder Hast davonstürmte, ließ seinen Trotz unberührt.

Darf ich doch wieder ein? kicherte es vor ihm auf dem Pferde.

Du Hund! schrie der Reiter und schlug mit der Peitsche wild in die Luft. Es mag alles kommen, wie es will. Aber ich, hörst du, ich rufe nicht ihren Tod!

Wirklich nicht? kicherte es noch einmal auf. Dann schwanden Gedanken und Stimmen im wahnsinnigen Galopp seines Rosses.

So begann das unselig-qualvolle Spiel von neuem. Die Liebenden fanden sich wieder zu kurzen Stunden der Leidenschaft, ohne Erfüllung zu wagen und zu gewähren. Die Wangen der stillen Frau in Wöllmershausen welkten und sanken tiefer unter die Backenknochen, die Augen verloren ihren kurzen Freudenschein. Nur wenn Antoinette strampelnd und trompetend auf ihrem Schoße saß, glänzte Mutterglück und etwas letzte Hoffnung aus den dunklen Höhlen.

„Solang ich dich habe“, wiederholte sie dann getröstet, „kann ich ihn nicht ganz verlieren.“

Und wirklich blieb Bürgers zärtliche Liebe zum Kinde immer die Brücke, auf der er zurückfand zu Vergangenheit und jener freien, lobenden Augustnacht, zur selbstlosen Opfergüte der blassen Duldlerin und dann zu den müden, leidenden Händen selbst, die er wohl einen Abendtraum lang freundlich in den seinen hielt. Doch der Durst leidenschaftlicher Sehnsucht nach jener andern, Versagten, war nicht mehr zu stillen.

Vater Leonhart ging wie ein Kind und Träumer durch die dunklen Schicksalsgänge, die seinem Hause beschieden waren. Er merkte wohl die flackernde Unrast Gustchens, die häufigen Besuche des Schwiegersohns, obzwar sich die Liebenden meistens fern vom elterlichen Hause trafen und in Einsamkeit verloren, und bei seinen seltenen Abstiegen in Wöllmershausen das schmerzliche Hinsiechen seiner Dorette. Doch wie er auch seinen etwas denkschwachen Kopf anstrengte, nie wäre er auf eine Ahnung der wirklichen Tragik seines Hauses gekommen.

Da trat eines Tages der reichste Bauer des Nachbardorfes, der einen einzigen, schmucken und noch dazu ledigen

Sohn im Haus hatte, in Leonharts Amtsstube. Er schlug sich auf die silberknöpfige Weste und machte nicht viel Umstände mit seinem Anliegen. Eigentlich wollte er eine Bauerndirn mit einigen Hundert Morgen Ackerlandes in die Wirtschaft, sagte er. Aber was sei da zu machen. Sein Christian habe soviel in Bücher hineingeschaut, daß er schon ein halber Studierter sei und nur eine wohlbelesene Demoiselle heimführen wolle. Und keine gefalle ihm so partout wie die Mamselle Leonhart. Er sei kein Rabenvater und wolle nur das Glück seines Christian. Und damit sei wohl alles abgetan und in bester Ordnung.

Er wartete kaum eine Antwort des erfreuten und doch etwas beunruhigten Amtmannes ab, schüttelte mit vertrauter Gönnerschaft, als wäre er schon der reiche Anverwandte, die zögernd dargereichte Hand und schlug im Vollgefühl seiner Bedeutung die Tür gutmütig-dröhnend zu.

„Was hast du heute für ängstlich verirrte Vögel im Auge?“ fragte am Nachmittag Bürger seinen Liebling. „Verbirg mir doch nichts!“

Da erzählte sie ihm, was sie soeben vom Vater erfahren hatte. Dem Dichter schoß das Blut zu Kopfe.

„Ein Bauernlummel? Ein ganz miserabler Mistjunker will dich freien? Sag' mir den Namen, daß ich ihm einen Prozeß an den Hals heße, der ihn ins Loch bringt!“

„Er ist ein ganz feines Gesicht“, begütigte das Mädchen, „ich habe früher mehrmals mit ihm getanzt und geplaudert und weiß, er hat einen hellen und freien Geist.“

Mit fassungslosen Augen starrte Bürger auf ihre Unentschlossenheit.

„Du überlegst? Du bedenkst dich noch? Molly, er könnte dir vielleicht das Herz —“

Sie schüttelte mit entschiedenem Vächeln den Kopf.

„Das Herz kann nie einem andern gehören als dir. Das schwör' ich dir bei der toten Mutter und bei Vaters Leben.“

Mach' keine so mondgroßen Augen und bleibe ruhig. Ich denke, vielleicht ist's eine Sägung des Himmels.“

Er verstand sie und schwieg. Dann stöhnte er wild auf und riß sie stürmisch an die Brust.

„Und wenn es zehnmal Wille des Himmels wäre. Wie ein Löwe, wie ein reißendes Ungeheuer würde ich vor dich treten und dich jedem verwehren, der nach dir griffe.“

Sie keuchte unter seinen Liebkosungen. Dann kämpfte sie sich rasch frei.

„Aber wir gehen zu Grunde, Gottfried. Wir alle, auch Schwester und Vater. Und alles Blut kommt über uns und unsre Liebe. Auf diesem Grunde kann kein Glück erblühen.“

Da kam wieder das unheimliche Irrlicht in seinen Augenstern, vor dem sie immer erschrak. Und flüsternd begann er:

„Es kann doch ein Glück für uns geben, Molly. Ohne Blut und Totenschuld. Dorette hat die Auszehrung, gestern erst hat mir's Dr. Althof gestanden. Die Ansätze müssen längst in der Kranken geruht haben, die schwere Geburt hat sie reifen lassen. Ich glaube nicht, daß es anders kommen konnte.“

Aber er wich bei den letzten Worten doch ihrem Blick aus. Gustchen schlug die Hände vor die todblassen Wangen.

„Das ist entsetzlich. Wie hat sie mich lieb gehabt. Wie unendlich lieb war sie mir, ist sie mir heute noch!“

Ein dumpfes, tränenloses Schluchzen brach aus ihrer Brust. Als der Liebende sie tröstend umfassen wollte, wehrte sie hart ab.

„Geh. Du bist nicht schuldlos an dieser Unglücklichen.“

Doch als er in wortloser Verzweiflung davoneilte, sprang sie ihm nach und küßte ihm die Rippen wund.

„Ich bin es ja auch nicht, ich trage die Schuld mit dir. Schon als Kind hörte ich schreckhafte Märe, daß Wünsche

töten können. Auch wenn das Herz nicht weiß und nicht will, was das Herz doch wünscht . . .“

Und beim Abschied raunte er ihr heiser ins Ohr: „So wollen wir warten, nichts als warten, Molly. Es kann nicht zu lange mehr währen. Was ich damals sang, im ersten Liede an dich, damals im unüberlegten Scherz und Weintraum, soll unser Stern sein: ‚Geduld, die Zeit schleicht auch herbei!‘ Darum mußt du frei sein, wenn die Stunde einst da ist!“

Sie barg sich ängstlich in seinen Arm.

„Ich hab diesen Vers auch nie vergessen können, schon vom erstenmale an. Auch nicht den von der Priesterhand und der Hoffnung. Und ich bleibe frei.“

„Schwör' es mir, Molly! Bei meinem Leben und Dichterglück!“ Sie hob feierlich die Hand in den dunkelnden Himmel hinauf. Und er nahm den Schwur als finstern Tröster mit in sein stilles Haus.

Am nächsten Tage ließ sich Kanzleidirektor Goeking beim Dichter melden.

„Ich komme von Göttingen und will Sie in Ihrem neuen Heim gern begrüßen“, sagte er förmlich. „Und Ihnen für die Lieder danken, die Sie uns sandten. Sie stehen ja in einem neuen Frühling, als Dichter und als Mensch. Wie schön, daß Sie auch nach einigen Jahren der Ehe diese Glut der Lieder und Phantasien finden.“

Bürger schwieg und sah, wie der stehende Blick des Freundes erbarmungslos auf seiner Stirn saß. Es war eine verhaltene Frage in seinen Worten, die auf Antwort wartete. Und er beschloß, sie zu geben.

„Sie haben mir einst Verständnis versprochen und Mitgefühl, Goeking. Heute brauch ich beides. Die Lieder gelten nicht meiner Frau.“

Der andere seufzte. Sein Blick verlor den Stachel, seine Haltung die fremde Gemessenheit. Er legte die Hand teilnehmend auf Bürgers Schulter.

„Also doch. Wissen Sie, Bürger, daß alle Kraft nötig ist, um daraus frei zu kommen? Schon flüstern die Schmutzgesellen, die nur von Neid und Mißgunst leben, die unsaubersten Sachen herum.“

Zornbebend fuhr Bürger auf.

„Nie ist sie noch mein gewesen, nie! Der Schuft, der sie zu besudeln wagt, muß mir seine Knochen lassen!“

Goeking atmete auf.

„Gottlob. Dann ist noch alles zu ordnen. Hören Sie auf mich, ich habe Ihnen erzählt, daß ich Gleiches erlebte. Es gibt in jedem Menschenleben eine Stunde, da muß man über sich empormachsen oder zugrunde gehen. Diese Stunde steht vor Ihnen.“

Die überlegene Ruhe des Freundes hatte für Bürger etwas Aufreizendes. Er bedauerte fast, ihm sein Vertrauen geöffnet zu haben.

„Ihr Fall war sicher eine Bagatelle gegen mein Los“, erwiderte er mit geringschätzigem Lächeln. „Nur über Bagatellen kommt man hinweg.“

„O nein, Herr Amtmann“, entgegnete Goeking mit männlicher Bestimmtheit. „Auch über das Schwerste kann man Herr werden, muß man Herr werden, wenn man den Ehrennamen eines Mannes verdienen will. Und nun hören Sie nochmals meine Bitte: fahren oder reiten Sie nie mehr nach Niedeck. Dann wird sich früher oder später der Dritte finden, der wie bei mir zum Erlöser wird.“

„Mit dem könnt' ich schon aufwarten“, lachte Bürger in bitterem Ingrim. „Ein reicher schmucker Bauernjüngel hat angepocht.“

„Mensch, danken Sie Ihrem Herrgott!“ freute sich Goeking. „Und Ihre Schwägerin?“

„Hatte zuerst auch so kluge Gedanken wie Sie. Doch dann nahm ich ihren Schwur mit, daß sie frei bleibt.“

„Geben Sie den Schwur zurück!“ bat der Freund. „Worauf wollen Sie denn warten?“

„Auf den Tod“, sagte Bürger tonlos. „Auszehrung währt nicht zu lange.“

Goeking stand auf.

„Grauenhaft!“ preßte er leise hervor. Und nach einer Weile fuhr er fort: „Dieses Ende wird ein neues Glück nie beginnen lassen.“

„Das weiß ich nicht“, klagte Bürger, jetzt ganz verloren und hilflos. „Will es auch nicht wissen. Gewiß aber ist es der einzige Trost, der über die ungestillte Leidenschaft dieser Jahre hinweghilft.“

Da trat Goeking vor ihn und sah ihm fest ins Auge.

„Gut, lieber Freund. Mag das Geschick sich erfüllen und mögen Sie sogar damit rechnen. Aber gerade darum beschwöre ich Sie: meiden Sie jeden Verkehr mit der andern, bis Sie frei sind. Dann werden Sie einst reineren Herzens Ihr neues Glück genießen können. Sonst stirbt es in den qualvollen Schuldschauern der Erinnerung. Auch ist's der einzige Weg, um die wachsende Gefahr der Sinne zu bannen.“

Bürger sah ihm zweifelnd und doch hoffend ins Antlitz.

„Wer soll mir die Kraft geben?“

„Ihre Kunst! Singen Sie nicht nur Lieder der Sehnsucht und Liebe, sondern größere, markige Gesänge, die Sie auch meistern können. Ihre Freunde, Ihre Gemeinde wartet schon lange darauf. Das Weh Ihres Herzens wird Glut und Leidenschaft gebären. Und die Vielen, die Ihrer Lenore zjubelten wie einem neuen Schöpfungstage, werden Ihnen wieder dankbar zu Füßen liegen. Ihr Dichterkranz, Ihre Unsterblichkeit steht auf dem Spiele. Wollen Sie mir's versprechen?“

Und er hielt ihm die Hand wartend hin.
„Ich will es versuchen!“ gelobte Bürger und schlug ein.

Und noch einmal fand der Dichter die Kraft und hielt, was er versprochen hatte. Die Aussicht auf eine schuldlöse Zukunft, die reinen Glücksgenuß bieten sollte, und der aufgestachelte Dichterehrgeiz wirkten dies Wunder. Und wie er fühlte, daß die alte Balladenkraft in ihm nicht erloschen war, wie aus Göttingen und aus der Ferne die Enttäuschten wieder an ihn zu glauben begannen und begeisterte Lobsprüche sandten, da wuchs er in einen neuen Dichtersommer hinein.

Mannhaft und doch voll leidenschaftlicher Akzente klangen die neuen Weisen. Dem Tyrannen rief er in des geknechteten Bäuerleins Namen ein trotziges Drohwort zu, den glut- und blutlosen Nüchterlingen ohne Liebe und Hingabe den verächtlichen Bastardnamen, der danklosen Menschheit aus dem Grimm seiner Leiderfahrung heraus: „Wie karg ist die verkehrte Welt für ein Genie mit ihren Gaben!“ Und aus alten Annalen des Klosters Hirsau las er die ernste Schnurre der treuen Weiber zu Weinsberg und freute sich an dem frischen Volkston, in dem ihm diese Dichtung gelang, aus Boccaccios Novellen die heiße Sündenmäre der schönen Prinzessin, die einem Edelknaben des Vaters Herz und Leib schenkt und dem Geliebten in den Tod nachfolgt. Und diese stürmisch aufgenommene Liebesballade, in der eigenes Leid und Flammenweh lobend auftrauschte, gab ihm die selige Dichtergewißheit überschwenglich zurück.

Nun las er die neuen Verse zuhaus wieder vor. Und Dorette, ob sie auch oft im heißen Atem der Poesie das Geheimnis ihres Gatten dunkel aufglühen fühlte, war die dankbare Hörerin von einst, legte ihr Weh wie eine sinnlos gewordene Dornenkrone zur Seite und ließ nur Sonne

im braunen Haar, nur Sonne in den lauschenden Augen funkeln.

Einmal trat Bürger in Feiertagskleidung in ihr Arbeitszimmer.

„Ist heute ein Fest?“ fragte Dorette erstaunt.

„Nach Göttingen muß ich“, erklärte er in freudiger Bewegung. „In die Logenitzung. Die Heldentat an der Etzsch, von der ich dir erzählte, soll ihre maurische Feier finden. Dazu hat man mich als Festsänger aufgestellt. Hör zu, was dabei herauskam!“

Und schon saß er neben der blassen Frau und las sein hohes Preislied auf den selbstlosen Retter aus Wetternot und Todesnähe. „Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang.“ Immer voller, dröhnender, breitspuriger brauste sein Lobgesang hin.

„Fast ist zu viel Volksweise zu spüren“, meinte Dorette nach reichen Worten der Anerkennung. „Sei nicht böse, aber manches erinnert an Bänkeltön.“

„Das will ich ja!“ verteidigte Bürger. „Ich muß doch endlich den Namen erringen, nicht nur bei Einzelnen, nein, beim ganzen deutschen Volke, den ich verdiene. Darum muß ich den Volksgeschmack suchen und reizen, daß auch die breiten Heermassen Gefolgschaft leisten.“

„Also Ehrgeiz?“ lächelte die stille Frau. „Ich glaube, wirkliche Dichter wie du brauchen den Ruhm nicht zu suchen. Er reißt ihnen langsam von selbst in den Schoß. Es wäre schade, wenn deine hohe Kunst um der Unbedeutenden willen Schaden litte.“

Der Gatte runzelte verstimmt die Stirn.

„Du verstehst mich nicht. Ich brauche den Ruhm, die Anerkennung, das Jauchzen der Vielen, Begeisterungstobenden. Daraus schöpfe ich neue Dichterkräfte. Darum laß ich mich gern von Ehrgeiz und Ruhmsucht treiben und stacheln.“

„Sind das nicht auch Dämonen?“ fragte sie leise.

„Und wenn sie es sind!“ erwiderte Bürger trotzig. „Die Zeit ist vorbei, da ich ihnen zu entinnen suchte. Ich lebe und schaffe nur aus ihrer Blut und Gnade.“

Dorette senkte das Antlitz über ihre Arbeit und schwieg. Ihre Ohnmacht und Schmach, die weggespült schienen vom freudigen Klang seiner Worte, lasteten wieder zum Erdrücken schwer auf den schmalen Schultern. Und auf den braunen Pocken stach wieder das dunkle Krönlein.

Da küßte er sie, nahm Abschied und ließ den Wagen bespannen. Und je klarer er den richtigen Kern ihrer Worte erkannte, je eigenwilliger quoll in ihm das fiebernde Weh nach brausenden Beifallstürmen auf. Volkswesen, Volksempfinden wollte er erfassen, um von ihm emporgetragen zu werden zu den höchsten Höhen des Ruhms. Mußte er Liebe entbehren, so sollte doppelter Glorienglanz seine Verse lohnen.

Einige alte, halbvergeffene Worte wollten sich warnend erheben. Mahnworte, die einst der große Prophet völkischer Dichtung beim Abschied ihm hinterließ, dort im Schatten der Göttinger Aulafäulen. Doch er scheuchte sie hastig hinweg, wie den milden Vorwurf der schmerzlichen getroffenen Frau.

Er zog die Handschrift hervor und entzückte sich aufs neue an der volksmäßigen Verbheit und Breite mancher Stellen.

Wenn das nicht wirkt! lachte er freudig. Da müssen sie doch alle vor mir auf dem Bauche liegen!

Und wirklich strahlte der Dichter ganz von Erfolg und Freude, als er nach der Heimkehr Dorette glücklich in den Arm nahm.

„Das hättest du hören und sehen sollen!“ schwärmte er. „Die Brüder vom goldenen Zirkel haben mir höchste Meisterehren verliehen. Das Lied vom braven Mann, so

sagten sie, wird leben und gesungen werden, wenn von uns allen kein Knochen mehr und kein letztes Staubteilchen aufzustoßern ist.“

Dorette wurde wieder froh an dieser starken Zukunftshoffnung. Auch daß er früher kam, als sie erwartet hatte, und sogleich den Weg zu ihr fand, hatte die Anspruchslose innig ergriffen.

„Es ist auch ein herrliches Werk“, bestätigte sie aufrichtig. „Meine offenen Worte wollten dir nur zeigen, wie hoch ich davon denke, und daß du Irrwege meiden sollst. Doch das ist ja dein Amt, nicht meins. Wenn ich mich etwas mitfreuen darf mit deinen Erfolgen, und dazu den kleinen dicken Wildfang auffüttern soll, bin ich's zufrieden. Das ist mein Geld, und nicht mehr.“

Bürger sah, wie diese stille, gütige Frau unter jedem wärmeren Hauch seiner Worte wunderbar zu sich kam, wie lichtentwöhnte blasse Pflanzen, wenn wieder Sonne auf sie fällt. Und es griff ihm an die Seele, warum er die zarte Gestalt nicht mehr lieben könne.

Er fuhr liebkosend über ihr weiches Haar und fühlte, wie es sich selig in seine Handfläche schmiegte, ganz wie ein Rätzchen, das nach etwas Güte durstet. Dann hob er die Kleine auf den Arm und wollte sie singend umherschwenken. Da sah er, wie Dorette ein Papier eilends vom Schoße nahm und es zu verbergen suchte.

„Was sind denn das für Mirakel?“ fragte er erstaunt. „Das ist ja beschrieben, von deiner Hand beschrieben. Und ich darf's nicht wissen?“

In glühender Röte, wie ein überführtes Schulmädchen, reichte sie ihm den Zettel.

„Du wirst mich auslachen, Gottfried. Aber wie ich so einsam war und nur mit Antoinette spielte, packte mich plötzlich ein Schatten deines Geistes. Du darfst nicht zürnen.

Es war nur für mich gedacht, und kein Mensch der Erde sollte es erblicken.“

„Versel“ rief Bürger grenzenlos verwundert aus.
„Versel Und wie man sieht, gar nicht unebnel“

Und er las im Abendsonnenschein, der vom Garten her durchs Fenster wehte, das kleine Gedicht, während Dorette ihr Haupt tief in den Händen vergraben hielt:

„Seht mir doch mein schönes Kind
Mit den gold'nen Zottellöckchen,
Blauen Augen, roten Bäckchen!
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, nein, ihr habet keins!

Seht mir doch mein holdes Kind,
Nicht zu mürrisch, nicht zu wählig,
Immer freundlich, immer fröhlich!
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, nein, ihr habet keins!

Komm' einmal ein Kaufmann her!
Hunderttausend blanke Taler,
Alles Gold der Erde zahl' er —
O er kriegt gewiß nicht meins!
Kauf' er sich wo anders eins!“

Bürger stand wie aus den Wolken gefallen. Das konnte seine Dorette? Die unscheinbare, müde, hinsiehende Frau? Und eine Ahnung seiner Schuld, seiner achtlosen Verken-
nung wartender Schätze, die im heimlichen Seelendunkel, in einsamen Tränen und Entsagungen ungehoben vermodern mußten, trieb ihm das Blut zum Herzen. Er hob den zarten Frauenkopf aus den gefalteten Händen und legte ihn wie zur Ruhe auf seinen Schoß.

„Das ist schön, Dorette“, sagte er innig, „wirklich schön und lieb. Und ich freu' mich darüber, mehr noch, als wenn's mein eigenes wäre.“

Ein namenloses Glückszittern lief von den festgeschlossenen Augen über den ganzen Körper. Und wieder fragte sich der Dichter, warum er diese Frau nicht mehr lieben solle.

In der folgenden Nacht lag sie an seinem Herzen. Sie zerbrach fast unter seiner Leidenschaft. Es war ihr kein Opfer mehr, sie glühte ihr ganzes leid- und glückvolles Leben in seine Umarmungen. Als die Dämmerung mit fahlgrauer Hand über das Lager strich, schrak Bürger entsetzt zurück. Wie eine Sterbende, mit tiefgebohrten Augen und Wangen lag der schmale, weiße Frauenleib leise atmend an seiner Seite.

Und da wußte er's wieder, daß alles nur Traum und Täuschung war. Und daß sein Herz doch einer andern gehörte, nach der auch seine Sinne lechzten in ihren Armen. Das Bild der gesunden, üppigen Brüste und Arme quoll vor ihm auf und trieb ihn früh in Garten und Feld hinaus.

Als er zum Morgentisch trat, fand er die müde Frau fröstelnd, doch einen warmen, unirdischen Glanz in den träumenden Augen.

Er wich diesen Augen aus und wollte sich in neue Arbeit stürzen. Und konnte doch den verzweifeltsten Schuld-schrei des Herzens nicht zum Schweigen zwingen.

So waren Wochen und Monde über das stille Heim in Wöllmershausen hingezogen, und schon nahte der zweite Jahreskranz seiner Vollendung. Es war Frühling 1777, und in den grünen Gartengründen des Bürgerhauses brannten rote Fliederdolden und kühlte weißer Weihrauch der Traubenkirsche. Zwischen Himmel und Erde zitterten lange schmale Wolken hin.

Da kam ein Eilbote aus Niedeck. Gustchen Leonhart schrieb ihrer Schwester. Es war ein kurzer, verstörter Brief. Der Vater war abends bewusstlos zusammengefallen und der Arzt riet, die Anverwandten zu rufen.

Die Schreckensbotschaft lähmte Dorette ihre schwachen Kräfte vollends. So mußte Bürger allein zum Niedecker Amtshaus. Auch wollte die Mutter das Kind Fremden nicht anvertrauen.

Er fand den Alten wie schlummernd, mit halboffenem Munde hingebettet. Der Arzt stand zuerst mit an seinem Lager. Dann verließ er sie, und die Liebenden waren allein mit dem blassen Schläfer, dessen Geist nicht zurückkehren wollte.

„Wie ist nur alles gekommen?“ fragte Bürger leise.

Gustchen sah starr auf die leblosen Hände, die so oft liebevoll ihre Wangen gestreichelt hatten.

„Der Arzt sagt, es müsse ungewohnte Aufregung Mit-schuld tragen“, bebten ihre Lippen. „So hat es ihn plötzlich hingeworfen.“

„Und du ahnst—?“ forschte Bürger weiter.

Sie nickte langsam. Dann klammerte sie sich ängstlich an den Langvermißten.

„Christians Vater hat herumgeschlagen und dröhnend geschrien, daß die Leute zusammenliefen. Er wollte mein Nein nicht einstecken. Das hat Vater furchtbar erregt, ich sah es gleich. Auch schmerzte ihn tief meine Weigerung.“

Sie hielten sich an den Händen. Immer fester, mit klammernder Angst. Die Dämmerung schattete schon in die unheimlich stille Kammer.

„Nun sind wir noch stärker verkettet“, flüsterte Bürger. „Nichts verbindet so tief wie gemeinsame Schuld.“

Da schluchzte sie dumpf auf und warf sich vor dem Bett auf die Knie. Ihre Hände streichelten scheu die kühlen weißen Finger der leblosen Gestalt.

„Hätt' ich's ihm nicht geschworen! Gott, hätt' ich's nicht geschworen und nicht getrozt! Dann lägst du nicht so bleich und still, du Guter, Guter!“ weinte sie mit schütternder Brust.

„Wir müssen den Weg bis zum Ende gehen, Molly!“ mahnte er mit düsterem Trotz. „Die Dämonen leiten das Spiel, nicht wir. Laß uns tragen und schweigen.“

„Ich will nicht! Ich will nicht!“ begann sie zu schreien. Todesangst schluchzte aus ihrem Hilferuf. „Ich will wieder frei und schuldlos sein! Geh und laß mich, ich hab' kein Teil an dir!“

Vernichtet brach Bürger zusammen.

„Das ist alles, was du mir zu sagen hast?“ stöhnte er leise. „Dann leb' wohl. Ich fahre noch heut' abends nach Wöllmershausen.“

Er hoffte noch immer auf Widerruf. Doch sie hörte ihn nicht und küßte nur leidenschaftlich die stummen Hände, die sich unter der Glut ihrer Lippen zu erwärmen schienen.

Bürger trat zur Tür. „Leb wohl!“ wiederholte er tonlos.

Da sah sie sich um. Mit einem Blick, der nicht zurückrief, aber in hilflosem Mitleid schwamm.

„Einen Kuß darfst du mitnehmen!“ rief es schon in die offene Tür.

Und so lagen ihre Lippen auf seinem zuckenden Munde. Weh und kühl, und doch ohne die Kraft, den einen langen, unendlichen Abschiedskuß wieder zu lösen —

Da stach ein jäher, gurgelnder Aufschrei in die Luft. Sie fuhren auseinander, wie von Gespenstern geschreckt. Mit aufgerissenen, fassungslos starren Augen bäumte sich der Kranke empor, wollte aus dem häßlichen, breiten Mund ein Wort zwingen, gurgelte nochmals wild auf, griff mit den Händen wie ein Versinkender in verzweifelter Angst in die Luft und fiel wieder leblos zusammen.

Eine Viertelstunde später konstatierte der herbeigerufene Arzt den Tod . . .

Als Bürger sonderbar verstört heimkehrte und erzählte, daß der Vater tot und Gustchen an heftigem Nervenfieber erkrankt sei, wuchs die schwache Frau plötzlich zu einer ruhigen Kraft und ordnenden Sicherheit empor, wie sie gerade zarte, unscheinbare Naturen in Stunden wirklicher Not oft so ergreifend bekunden. Sie ließ anspannen und fuhr nach Niedeck hinüber, während Bürger die Sorge für Antoinette übernahm. Dort beerdigte sie den Vater, bereitete die Auflösung des Haushaltes vor, da das Amtshaus in einigen Wochen seinem neuen Leiter zugesprochen war, umwarb die phantasierende Schwester, die in ihren Fieberträumen unverständliche Dinge mit dem Vater zu sprechen schien, mit hingebungsvoller Liebe und Geduld und nahm die Widerstrebende, als der Arzt die kurze Reise gestattete, mit nach Wöllmershausen. Im oberen Stockwerk, wo eine Kammer frei stand, duftete und glühte nun ein ganzer Frühling aller Blüten und Farben, die Dorette ihrer kranken Schwester zum Trost um ihr Lager und auf Tische und Kommoden häufte.

Und dabei brach in der stillen Frau selbst ein neuer, wunderbarer Frühling auf. Jene plötzliche Glutnacht, da sich Dorette fast bis zur Auflösung verschenkt hatte, trug heilige Frucht. Und sie freute sich dessen, trotz der Gefahren für ihre zerbrechlichen Glieder. Ein neues, festes Band, so hoffte sie, sollte das neue Leben für die Eltern bedeuten.

Dr. Althof, der vertraute Arzt und Freund des Hauses, fiel aus einer freudigen Verwunderung in die andere.

„Daß Ihre Frau noch so widerstandsfähig sein kann“, sagte er zu Bürger, „noch dazu in diesem Zustand, hätt’ ich nie für möglich gehalten. Es scheint ihr Leiden zum Teil seelischen Depressionen zur Last zu fallen. Wenn man jede

Aufregung und Kränkung meiden kann, läßt sich ihr Leben noch um eine Reihe von Jahren verlängern.“

Er wartete auf ein freudiges Wort des Vaters. Doch der schwieg und starrte wie geistesabwesend in die saftig treibenden Eichenzweige vor seinem Fenster. Er hörte wieder den häßlichen grauen Dämon in seiner Seele rumoren und erschrak vor sich selbst, daß er keine Gewalt mehr besaß über sein Raunen und Raten.

Seit jener Stunde am Sterbebette des Alten mußte er, daß die Schuld unlöslich blieb bis ans Ende seiner Tage. Daß kein Opfer und kein Verzicht, kein Warten und Dulden gelohnt werde — und daß sein Leben und Dichten, auch aller Ruhm und Glanz lächerlicher Narrenwert sei ohne ihre Liebe.

Diese Liebe wurde wieder der Gegenstand seiner Dichtung. Noch hatte er seine neue Hausgenossin nicht allein gesprochen, auch nicht, wenn sie im Garten ihre nackten Arme unter dem Haupte verschränkt hielt und aus dem Gras in den blauen Sommerhimmel hinaufträumte, da sang er ihr wieder ein sehnfüchtiges Lied zu:

„Ach, könnt’ ich Molly kaufen
Für Gold und Edelstein
Und hätte große Haufen,
Die sollten mich nicht reuen.
Zwar wühlt sich hübsch im Golde,
Wohl dem, der wühlen kann!
Doch ohne sie, die Holde,
Was hätt’ ich Frohes dran?

Ja, wenn ich der Regente
Von ganz Europa wär’
Und Molly kaufen könnte,
So gäb’ ich alles her.

Vor Städten, Schlössern, Thronen
Und mancher fetten Flur
Wähl' ich, mit ihr zu wohnen,
Ein Gartenhüttchen nur.

Mein liebes Leben enden
Darf nur der Herr der Welt.
Doch dürft' ich es verspenden
So wie mein Gut und Geld,
So gäb' ich gern, ich schwöre,
Für jeden Tag ein Jahr,
Da sie mein eigen wäre,
Mein eigen ganz und gar!“

Er schrieb das Lied heimlich nieder und verbarg es in die Blumen, die er abends in ihr Zimmer schickte. Doch kam keine Antwort, auch im Garten war nun Gustchen einige Tage nicht zu erblicken.

Dorette glaubte, der Schmerz und die beständige Nähe, vielleicht auch ihr stilles Liebeswirken konnten die Dämonen bannen. Sie begann neu zu hoffen und aufzublühen. Seit ihrer Brautzeit, sagte Dr. Althof, habe sie nicht so frische Farben und Augensterne getragen. Vielleicht werde sie noch ganz genesen.

Ihr Gatte aber rang mit seiner wachsenden Leidenschaft wie ein Ertrinkender mit den immer neu anstürmenden Wellen. Gerade der Gedanke, die Teure unter gleichem Dache zu wissen, von den gleichen Bäumen und Blüten umrauscht und umduftet, auf den gleichen Wegen die kleinen, zierlichen Füße setzend, floß wie heißes Gift in Hirn und Adern. Um die trunkene Glut der Sinne zu dämpfen, ruhte er Nacht für Nacht am Herzen Dorettes, während seine Phantasie ihm den Besitz der Geliebten vorgaukeln mußte. Dorette aber hoffte nun wirklich, den Verlorenen wieder

zu besitzen, und trug die junge werdende Mutterschaft mit glücklichem Lächeln durch ihre stillen Stunden.

Es war Herbst geworden, da mußte sie nochmals nach Niedeck, um die letzten gerichtlichen und privaten Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Eigentlich wollte sie Gustchen mitnehmen, da auch ihre Anwesenheit erwünscht schien. Tag und Stunde waren bereits angesetzt, da rief man unvermutet Bürger für die gleiche Zeit nach Selliehausen zu einer Amtshandlung. So mußte Gustchen zurückbleiben, um das 2½ jährige Töchterlein sorgsam zu betreuen, während die beiden Gatten gleichzeitig nach verschiedener Richtung verreiseten.

Doch Bürger fand zu seinem Ärger wichtige Zeugen nicht zur Stelle und mußte die Verhandlung vertagen. Mitten in diesem Groll über die nutzlose Reise zuckte ein blitzartiger Gedanke auf, der sein Blut in fieberhafte Wallung brachte. Reite sofort heim, lockte es süß, dann bist du heut nacht mit Molly allein.

Sie saß sorglos im Garten, hatte das Kind auf dem Schoß und ließ die milde Herbstsonne in ihren offenen blonden Haaren baden. Warmer Abendglanz rötete das ganze friedliche Bild.

„Molly!“ rief er leise. „Meine Molly!“

Sie fuhr um und sah ihm entgegen, als nahe etwas Furchtbares, Grauenhaftes an seiner Seite. Etwas, dem man nicht entfliehen könne.

„So war alles nur Komödie — o pfui!“ rief sie aus und ließ sich doch heiß umfassen.

Er erklärte ihr den Sachverhalt und bekräftigte ihn mit heiligen Eiden.

„So hättest du trotzdem dort bleiben müssen. Denk nur, was wird Dorette glauben, wenn sie erfährt, daß wir eine Nacht hier allein waren.“

„Es liegt an uns“, erwiderte Bürger mit einer Zunge, die sich kaum vom Gaumen löste, „es liegt an uns, diese Fügung zu nützen. Der Himmel selbst will es.“

Sie setzte das Kind auf den Boden und ließ es im Grase spielen.

„Der Himmel kann nicht wollen, daß wir die liebsten und teuersten Menschen so schändlich betrügen!“ sagte sie zitternd. „Hast du an Vaters Sterbeaugen noch nicht genug? Den haben doch wir nur getötet!“

„Unsinn. Der sah uns ja gar nicht. Ein irres letztes Aufflackern war es, ohne Bewußtsein und Klarheit.“

„Nein, nein!“ wimmerte Gустchen und klammerte sich ganz an den Geliebten. „Er sah unsern Kuß, erkannte die Zusammenhänge und starb daran. Er hat es mir im Traum selbst gesagt.“

„Ach vergiß die dummen Fieberphantasien!“ tröstete Bürger und empfand doch selbst Grauen vor der beschworenen Vergangenheit. „Und nun laß die Toten ruhen und denk an die Lebenden. Hör gut, was ich dir sage. Siehst du, wie Dorette wieder aufblüht? Sie wird nicht sterben, und wir wollen es ihr nicht wünschen. Doch dann ist auch Warten und Sichgetrösten sinnlos. Wenn wir uns geben, was seit Jahren jeder Blutstropfen in uns erlehzt, ist's auch für sie das Beste. Edler sicher, als wenn man ihr immer den Tod wünscht. Das hätte sie schließlich doch töten müssen.“

„So mach es mit Dorette ab!“ bat jetzt Gустchen. „Nur nicht dieser hinterlistige Betrug!“

„Bist du närrisch?“ fragte er erregt. „Soll ich ihr sagen, sie muß mich freigeben? Oder mit dir teilen? Dann mußt du aus dem Haus und alles wird unseliger als je. Und sie wird daran sterben.“

Das Mädchen wußte nichts mehr zu erwidern. Angst und Scham über die eigne Unkraft verbanden sich mit der

jahrelang verzehrenden Leidenschaft, die ihre Stunde nahe glaubte.

„So komm heut nacht!“ hauchte sie heiß. „Ich lasse die Türe offen.“

Aber er kam nicht. Und als die Nacht feucht und nebelverhangen auf den Garten sank, kämpfte Gустchen verzweifelt um ein fieberflackerndes Kinderleben. Bürger war wie ein Rasender nach dem Arzte geritten, sobald man sie fand und herauszog. Vergessen von den Liebenden, hatte die kleine Antoinette auf der Jagd nach einem späten Schmetterling den Garten verlassen und den nahen Waldrand betreten. Hier war sie in einer sumpfigen Grube versunken. Erst nach einiger Zeit, als das Schreien des Kindes schon in leises Wimmern überging, gelang seine Befreiung.

Mit steinernem Antlitze wachte die zurückgekehrte Mutter Tag und Nacht am Lager ihres Lieblings. Kein Zug des Gesichts, kein Wort verriet, was in ihrem Herzen vorging. Weder Vatter noch Schwester ließ sie zur Krankenwacht.

Da sagte Dr. Althof eines Morgens, nach seiner Zuversicht sei die unmittelbare Gefahr überstanden. Am nächsten Morgen verließ Gустchen das Haus. Sie hatte eine Einladung von Friede Mackenthun in Hannover vorgewiesen und Dorette nur stumm mit dem Kopfe genickt. Für einige Wochen sei sie dort erwünscht.

Doch schon zwei Tage später kam ein Schreiben an Bürger.

„Lebwohl. Frag nicht und laß mich. Ich komme nie wieder.“

Das waren die einzigen Worte des Briefes.

Gab es noch Morgen und Abend, Sonne und nächtliche Sterne? Noch ein Verblaffen der bunten Herbstfarben,

graue Novemberfeuchte und ersten weißen Schnee? Gab es noch Schlaf und Wachen, oder rann alles in dumpfen unmöglichen Träumen ab, Leid und Liebe und Leben?

War noch ein Amt, das Arbeit und Pflichten forderte, Papiere und Akten häufte, drohende Excitatoria wegen gröblicher Pässigkeit sandte und immer höhere Poenalia einhob? Lebten noch Freunde, die um Grüße und Lebenszeichen baten, noch Verleger von Almanachen, die vergebens auf die versprochenen Verse warteten? Sing da nicht schattenhaft eine Frau zur Seite, aß und schlief und atmete mit und blieb doch ein fremdes, spukhaftes Traumgebilde?

Ja selbst jener Tag, der grauenhafteste in des Dichters Leben, ein schneeweicher Dezembertag voll Weihnachtserwartung in den Kinder Gesichtern, da sich ein kleines Grab über dem plötzlich wiedererkrankten Liebling schloß, und jener andere bald darauf, da ein neues Leben in der alten Wiege zu wimmern begann, ein häßliches, dürres, schieläugiges Kind, vor dem selbst die unglückliche Mutter weinend zurückschreckte — auch diese Tage und Nächte kamen und gingen mit leisen Füßen in Dämmerung und Traumwelt. Und das Herz war viel zu wund und leidmüde, um ihre Schrecken voll ermessen und durchfühlen zu können.

Und nur Eins war wirklich: verzehrende Sehnsucht. Die Entfernung der Geliebten, die Entbehrung ihres Anblicks, ihrer Hand, ihrer märchengroßen blauen Augensterne durfte ihm nicht zu Bewußtsein kommen. Dann trollte er wie ein Trunkener, Traumwandelnder vom Morgen zur Nacht und stöhnte nur in wirren Schlafbildern. Begriff er aber klar, daß der heutige Tag, ja auch der morgige und vielleicht alle folgenden ohne das liebe Gesicht, ohne den Klang dieser einzigen Stimme verblaffen werden, dann stieß er mit dem Kopf gegen die Wand und bat seinen Gott auf den Knien um ein Ende dieser Qualen.

In dunkler heißer Schönheit rauschte ein Lied aus diesem Leiden auf. Alles Weh und wunde Bluten um die Entfernte, alles glückliche Licht ihrer einstigen Nähe, aller wahnsinnvolle Durst nach ihren Sinnen und Seligkeiten, alles demütige Flehen um Wiederkehr und Erbarmen schrie, schluchzte, jubelte, beschwor betend und schrie wieder mit elementarer Leidenschaft aus diesem Hohenlied unseligseliger Minneglut.

„Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,
Dieses hochempörte Herz?
Wie den letzten Trost ihm nehmen,
Auszuschreien seinen Schmerz?
Schreien, aus muß ich ihn schreien!
Herr, mein Gott, du wirst es mir,
Du auch, Molly, mir verzeihen,
Denn zu schrecklich tobt er hier!

Ich erstarre, ich verstumme,
In Verzweiflung tief versenkt,
Wenn mein Herz die Leidessumme
Dieser Liebe überdenkt.
Nichts, ach nichts weiß ich zu sagen
Im Bewußtsein dieser Schuld,
Nichts zu murren, nichts zu klagen —
Dennoch mangelt mir Geduld!

Herr, mein Gott, wie soll es werden?
Herr, mein Gott, erleuchte mich!
Ist wohl irgendwo auf Erden
Rettung noch und Heil für mich?
Denn, o Gott, in Christenlanden,
Auf der Erde weit und breit
Ist ja kein Altar vorhanden,
Welcher unsre Liebe weicht!

Tief in Kerkersnacht, belastet
Wie von Ketten zentnerschwer,
Stöhnt mein Geist nun, tappt und tastet
Ohne Rat und Tat umher.
Nirgends ist ein Spalt nur offen
Für der Hoffnung Lableschein,
Und auch Wünschen oder Hoffen
Scheint Verbrechen gar zu sein.

Bist du nun verloren? Rettet
Keine Macht dich mehr für mich?
Molly, meine Molly, kettet
Mich kein Segenspruch an dich?
O so sprich, zu welchem Ziele
Schleudert mich denn solch ein Sturm?
Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm?“

Und zwischen diesen anklagenden, verzweiflungsfinstern Schreien, die der Unglückliche bis zu den nächtlichen Sternen hinauf erhob, wurde es plötzlich hell und maiengrün, wenn er von der Liebsten sprach, ihr Bild aufleuchten sah und jede kleine Seligkeit ihrer Nähe noch einmal nachgenoss. Darum schloß er mit Verzicht auf Besitz und Sinnenglück, nur wiederkehren, wieder leuchten solle sie aus unberührtem, heiligem Abstand. Keine Beere und kein Blümchen, so schwört er, soll der Schiffer vom seligen Eiland brechen.

„Hinschaun nur soll ihn ergötzen,
Wann sein Schiff herum sich dreht,
Und der süße Duft ihn leiten,
Den der West vom Ufer weht.
Aber ganz von hinnen scheiden,
Fern von deinem Angesicht
Und der Heimat seiner Freuden,
Heiß, o Königin, ihn nicht!“

Aber er wußte nicht, wohin das Lied senden, da Gustchen längst nicht mehr bei Mackenthuns weilte und nichts von sich hören ließ. Und diese Ungewißheit brachte ihn fast dem Wahnsinn nahe. Einen Menschen gib mir, flehte er den Himmel an, der Rat und Hilfe weiß, der mich versteht und mir die starke Hand reicht!

Und da fiel ihm ein Name ein, den er fast vergessen hatte: Goethe. Wie erschüttert stand er unter dem Eindruck seines Werther, wie freundschaftlich klang es damals auf seinen begeisterten Brief zurück. Vielleicht kam von dort Kraft, wenn er auch nicht deutlich bekennen mußte.

Und er schrieb:

„Ich bin tot, mein lieber Junge, und sterbe täglich immer mehr. Meine Lebensäfte sind ausgetrocknet oder erstarrt. Mein lieber Goethe, schreib mir doch mal bei Gelegenheit, ob Du Dich kennst. Und wie Du's anfängst, Dich kennen zu lernen. Denn ich lern es nimmermehr und kenne keinen weniger als mich selbst. Wenn Du was gemacht hast, das den bösen Geist auf ein Weilchen aus mir heraus bannen kann, so mußt Du mirs selbst nachweisen, denn ich liege ver-rammelt und schere mich um nichts, was draußen vorgeht.“

Goethe aber schickte ihm sein neues Drama. „Stella, ein Schauspiel für Liebende“ stand auf dem schmalen Bändchen. „Hier was, süßer Junge, das Dir soll Liebes und Lebens Wärme bringen,“ schrieb er dazu.

Bürger blickte ins Buch und erschrak. Das war nicht Balsam, sondern Gift und Feuer für seine Wunden. Er rief nach Kraft — und fand hier Ohnmacht. Es sollte neue Wege ins Freie weisen — und atmete ganz die gleiche aussichtslose Dumpfheit, in der er verkam. Den bösen Geist hoffte er bannen zu können — und der selbe Dämon, der ihm auf dem Nacken saß, grinste ihm aus der Dichtung mit Göttergewalt allmächtig entgegen. Er las nicht weiter und warf das Buch in die Ecke.

Da überwand er sein Herz und fragte die blasse Frau an seiner Seite: „Wo ist Gustchen?“

Und sie war nicht böse und vorwurfsvoll, wie er gefürchtet hatte. Sie lächelte nur ihr müdes altes Lächeln, das wieder so still und schweigsam geworden war. Es schien, sie habe schon lange auf diese Frage gewartet.

„Sie war viel auf Reisen und in manchen Häusern tätig. Nun kehrt sie wieder in Hannover ein. Dorthin kannst du ihr schreiben.“

Bürger wunderte sich nicht weiter über Dorette und ihre wiedergewonnene Hoheit und Ruhe. Er schickte mit der Post des gleichen Tages die große Liebeslegie an die Geliebte. Und nun kam Antwort, nur wenige Zeilen lang, aber von unendlicher Sehnsucht widerklingend.

Jetzt wechselten wieder Briefe mit Briefen. Und wenn der dumpfe Traumzustand wich und wieder sprühendes Leben in den Erstarrten flutete, so glühte Leidenschaft und dämonische Liebeskraft nur umso heißer empor.

Und der Dichter schrieb:

„Es ist ein Aufruhr aller Lebensgeister in mir, der, wenn er sich bismweilen legt, mich in solcher Ermattung an Leib und Seele zurückläßt, daß ich schier den letzten Odem zu ziehen meine. Jede kurze Stille gebiert noch mächtigere Stürme. Oft möchte ich in der finstersten Sturm- und regenvollsten Mitternacht aufspringen, Dir zueilen, mich in Dein Bett, in Deine Arme, kurz, in das ganze Meer der Wonne stürzen und sterben. O Liebe, Liebel Was für ein gewaltiges wunderbares Wesen bist du, daß du Leib und Seele so gefangen halten kannst! Siehe, Du Einzige, sie fesselt mich an Dich, so fest und innig, daß ich nirgends sein kann, weder zur Rechten noch zur Linken. Aller andern Reigungen, aller, wären sie auch noch so sehr mit meinem Charakter und Wesen verwebt, kann ich mich entschlagen, aber unmöglich, unmöglich des Gefühls, daß Du mir das liebste,

süßeste Geschöpf in Gottes unermesslicher Schöpfung bist. Ich lasse meine Phantasie ausfliegen durch alle Welten, ja durch alle Himmel und aller Himmel Himmel, lasse sie betrachten, was nur irgend wünschenswert ist, und es neben Dir wägen, aber bei dem ewigen Gott, sie findet nichts, was ich so freudig wünschen könnte, als ich Dich, Du Himmels-süße, in meine Arme wünschte. Könnte ich Dich mir damit erkaufen, daß ich nackend und barfuß durch Dornen und Disteln, über Felsen, Schnee und Eis die Erde umwanderte, o so würde ich mich noch heute aufmachen und dann, wenn ich endlich verblutet, mit dem letzten Tröpfchen Lebenskraft in Deine Arme sänke und aus Deinem liebevollen Busen Wollust und frisches Leben wieder söge, dennoch glauben, daß ich Dich für ein Spottgeld erkaufte hätte!“

Im Zimmer daneben aber saß Dorette und las das Buch, das sie in der Ecke gefunden hatte. Und sie las es zuende, trotz mancher Träne. Und ein schwerer Entschluß begann in der Duldlerin zu reifen.

Am Nachmittag traten zwei Herren in ihr Zimmer. Sie erkannte sofort Kanzleidirektor Goeking und wollte Bürger rufen. Doch der hielt sie zurück.

„Wir wünschen Sie allein zu sprechen, Madamel“ sagte er leise. „Wir bitten um Confidence. Dies hier ist Herr Dieterich aus Göttingen, Verleger und Buchhändler, dazu eifriger Verehrer des Dichters Bürger.“

Er betonte dabei das Wort Dichter ganz auffällig. Dorette sah ihm offen ins Auge.

„Das freut mich, daß Sie den Dichter schätzen. Mir ist der Mensch an ihm umso teurer.“

„Ausgezeichnet“, parierte Herr Dieterich. „Dann werden Madame uns gewiß gütiges Gehör schenken.“

Und sie erzählten, daß allerlei tolles Zeug im Umlauf sei und die Lastermäuler den Ruf ihres Satten ganz zu untergraben suchten. Auch sei Tatsache, daß er seinen Freun-

den nicht antworte, keine Einsendungen an die Almanache abfertige und dem Verleger, der seine Gedichte mit feinen Kupferstichen zum ersten Male gesammelt edieren wolle, noch immer keine Handschrift schicke.

„Ich will Gottfried gern daran erinnern“, sagte Dorette in kühler Höflichkeit. „Seit Antoinettes Tod ist er sehr vergesslich.“

„Und würden Sie nichts gegen den bösen Leumund versuchen?“ fragte Goeking nach einer Pause.

„Das rührt uns nicht an!“ wollte Dorette vornehm abschneiden. Und doch vibrierte ihre Stimme und verriet, wie sie dabei litt.

„Vielleicht dürfte ich mir einen Rat erlauben, Madame“, setzte der Direktor vorsichtig fort. „Das plötzliche Verschwinden der Demoiselle Ihrer Schwägerin wurde mißdeutet. Wenn sie wieder, wenigstens auf einige Tage, zu Gaste käme, das wäre ein klarer Beweis gegen alle bösen Gerüchte.“

Frau Dorette zuckte jetzt kaum mit den Lippen, als sie sprach:

„Es wird sich Gelegenheit finden. Wünschen Sie noch etwas?“

Die Herren verabschiedeten sich. Goeking drückte der Frau seines Freundes warm die Hand.

„Ich bewundere Sie“, sagte er mit einem Anflug vertrauter Herzlichkeit. „Und würde Sie noch mehr bewundern, wenn Sie unsern Dichter der Menschheit und Zukunft wiedergeben könnten. Frauengüte vermag so viel, Frauenopfer noch mehr!“

Die weiße Hand zitterte, die stolz gewahrte Kraft schien zu versagen.

Da küßte er diese leidende Hand, scheu und doch innig, wie die einer Heiligen. Und verbeugte sich stumm und ging.

Am Abend, als Bürger noch auf eine einsame Stunde ins Studierzimmer trat, folgte Dorette. Ihr schwarzes Hauskleid, das sie nach Antoinettes Tode schmucklos trug, rauschte heute so feierlich, die kleinen Augen im fast verklärten Gesicht wußten nichts mehr von Groll und Anklage.

„Ich möchte mit dir sprechen, Gottfried!“ begann sie freundlich.

Der Dichter wich vor ihr zurück. Es brach wie heimlicher Glanz aus ihren Gebärden und Worten. Längst hatte er die Schuldgedanken, die der beständige Anblick dieser Frau wachrufen sollte, im Leid und Verlangen seiner trostlosen Sehnsucht erstickt. Jetzt lebten sie wieder auf. Wie ein Mörder, ein Verurteilter, dessen Stunde nahe, schreckte er zusammen. Und doch sah er nur Güte und fast überirdisches Licht im weißen Antlitz dieser schwarzen Gestalt.

„Fürchte dich nicht, ich will nicht quälen und richten. Das ist nicht Frauenamt, am wenigsten meins. Als du meine Hand ergreifst, als ich dir Gefolgschaft zuschwor, da wollte ich die lichte Kraft sein, die deinen Dämonen entgegenwirkt. Es war mir versagt. Es mußte vielleicht versagt bleiben und war gut so, da du fandest, du brauchst Blut und Unrast zum Schaffen, vielleicht auch Schuld und innere Qual. Aber das Übermaß erweckt nicht den Dichter, sondern es tötet ihn, wie es den Menschen schon vorher getötet hat. Es drückt mir das Herz ab zu sehen, wie du zum Abgrund taumelst. Du stirbst und verkommst, wenn wir nicht Rettung finden.“

Bürger war tief in sich eingesunken. Mit starren Augen brütete er vor sich hin.

„Es gibt keine Rettung“, stöhnte er leise.

Da zog ihn Dorette an sich und liebkoste sein müdes, von den Leidenschaften verwittertes Gesicht. Und er entsann sich, wie sie ihn ähnlich umfing und streichelte, ehe sie vor jener Augustnacht sich selbst zum Opfer brachte.

„Vielleicht doch!“ munterte sie auf. „Ich hörte heute ein wunderbares Wort: Frauengüte vermag so viel — Frauenopfer noch mehr.“

„Was willst du mir aufopfern?“ fragte er unsicher.

„Alles, Gottfried“, sagte sie ganz einfach. „Alles. Mich, mein Glück, meine Ehre. Es wiegt ja so wenig mehr, für die kurze Zeit.“

„Dorette!“ schluchzte der Gatte auf. „Ich bin nicht wert, deine Füße zu küssen.“

„Naß das, mein Lieber“, wehrte sie kühler ab. „Wir wollen nicht messen, was einer vom andern Leid und Sorge trägt. Meine Last währt nicht mehr lange. Das weißt du ohnedies. Aber du sollst nicht darauf warten müssen und vielleicht doch vorher zusammenbrechen. Ich gebe dich frei!“

So ruhig und beherrscht bisher ihre Worte klangen, nun drohte ihre Kraft sie zu verlassen. Da erhob sie sich und wankte zur Thür.

„Dies das Buch zuende, das Goethe dir schickte“, rief sie zurück. „Ich will Größeres wagen als diese halben Menschen der Dichtung. Ich lasse Gustchen kommen. Es steht kein Schwur mehr zwischen dir und ihr.“

Die Nacht verbrachte Bürger einsam an gleicher Stelle, ohne einen Augenblick an Ruhe und Schlaf zu denken. Es dämmerte schon, und er konnte noch immer nicht fassen, was er hier gehört und gesehen hatte. Kein Geisterwunder der üppigsten Phantasie konnte größer und traumhafter sein.

Doch als die Sonne die ersten roten Wellen auf die Dächer und Felder spülte, hob er die Arme ins junge Licht hinein, lachte und sang, jauchzte und betete — und hörte nicht, wie daneben die letzten leisen Tränen fielen einer schmerzlich durchweinten Nacht.

So kam Gustchen Leonhart in Bürgers Haus zurück und wurde sein Weib. Und Dorette schmückte ihr Brautbett und stellte Rosen in die Fenster der Glücklichen.

V.

Das neue Leben sollte tiefes Geheimnis bleiben vor aller Welt. Darum verriet der Schein nicht mehr, als daß Gustchen zurückgekehrt sei in das Haus ihrer Schwester. Niemand außer Goeking ahnte, welch heldisches Opfer die stille Frau gebracht, die vor Gesetz und Menschen weiter des Dichters Gattin hieß.

Sie lebte nun ganz ihrem Kinde, dessen Häßlichkeit und Schwäche ihre Liebe überwand und verklärte. Sie lebte der Erinnerung und dem süß tröstenden Opfergedanken.

Leben um Leben, Glück um Glück, so verstand sie die Lösung. Ich habe euch alles gegeben, was ihr von ihm wolltet, ihr dunklen Gesellen. Ich will auch das Letzte nicht vor-enthalten. Wenn mein Atem verweht, treibt mich durch eure Höllen und Schrecken, sie können nicht halb so schlimm sein wie mein irdisches Leiden. Ihn aber müßt ihr nun freilassen. Ihm gönnt sein spät und schwer errungenes Glück. Ihn laßt schaffen, leben, Rast und Erlösung finden, ihr Dämonen der Tiefen!

Doch die Unholden feierten nur eine kurze Weile. Dann kehrten sie wieder, vermehrt und in neuen Gestalten.

Die ersten Tage und Nächte zitterten von sinnlos trunkenem Glück. Wäre das Haus in Flammen gestanden, die endlich vereinten Liebenden hätten die fressende Lohe nicht gefühlt und gesehen, die schon Haare und Kleider ergriff. So sahen und fühlten sie nicht, was wie brennende Glut sie umdrohte: die Augen der siechen, geopferten Frau, die Not von Amt und Alltag und wachsenden Brotsorgen, das wieder und häßlicher denn je erwachte Geraune der Jungen

und bösen Geister. Umso furchtbarer riß dann das kurze Traumglück entzwei.

Gustchen fühlte sich Mutter. An dem Tage, da es Dorette erfuhr, warf sie ein Bluthusten nieder. Wie durch ein Wunder errang die todkranke Frau noch einmal weitere Frist. Noch wußte man nicht, wo Gustchen die schwere Zeit in Heimlichkeit überstehen könne, da kam eine Exhortatio an den Amtmann herunter, die pfiß aus anderem Loch als alle bisher. Bei sonstiger sofortiger Demission wurde er kategorisch aufgefordert, die Rückstände schleunigst auszugleichen, die schuldigen Poenalia umgehend abzuliefern und ein Memorandum zu überreichen, wie er von nun an sein amtliches und privates Leben auf neue Grundlagen zu stellen gesonnen sei. Und gleichzeitig flog eine lustige Schar kleiner und größerer Zettelchen und Briefe zusammen, die sehr verschieden klangen und doch alle das Gleiche wollten: das schuldige Geld.

Bürger verlor den Kopf in diesem Ansturm widriger Gewalten. Er hatte in der ersten seligen Zeit seinen Wilden Jäger vollendet und die erste Ausgabe der Gedichte bei Dieterich besorgt und für beides überschwengliches Lob geerntet, was seinen Höhenrausch fast bis zur Selbstvergötterung steigerte. Umso feindseliger und machtloser stand er diesen dumpfen Sorgen der Wirklichkeit gegenüber. Und wenn er jetzt notgedrungen Tag um Tag in den verwahrlosten Amtssachen wühlte und bis zum Ertrinken versank, wenn seine Nerven und alle lange mißhandelten Organe seines Körpers ihn totzuquälen drohten, wenn aus dem Chaos seiner Geldsorgen kein Schimmer einer Besserung aufglänzen wollte: da wuchs seine Sehnsucht und Verzweiflung in den einen glühenden Gedanken hinein — fort von hier, fort, um jeden Preis!

Doch alle Bewerbungen blieben vergebens, alle freundlichen Möglichkeiten schlossen sich schnell, wenn er nach ihnen

fassen wollte. Da griff wieder der Spielteufel nach ihm und gaukelte Gewinn und materielle Befreiung vor. Und ob er verlor oder gewann, der Trunk blieb nicht aus, der seine Verzweiflung mildern sollte. Dann trug er den Rumpanen, die mit ihm gezechet und ihm das Geld abgenommen hatten, die Lenore oder den Wilden Jäger vor, und auch die ferner Sitzenden rückten heran, von der Straße kamen neue Gäste, nüchterne und trunkene, und alle jauchzten und johlten dem erhitzten Bänkelsänger und Amtmann mit gröhlenden Stimmen zu. Er aber berauschte sich vollends an dem Beifall der Tösenden.

Solange Gustchen daheim noch wartete und dann so bitterlich weinen konnte, blieben diese Exzesse selten. Doch als sie endlich in Stille verschwand und bei Mackenthuns in Hannover, wo sie nach langem Zögern doch angepocht hatte, verschwiegene Unterkunft fand, mußte das vereinsamte Haus ihn nicht mehr zu halten. Dorette lebte ihr Schattendasein, die häßliche Marianne wollte er nicht sehen, die Erinnerung an die ferne Geliebte und die Furcht vor Zukunft und wartendem Untergang trieb ihn auf wildem Rosse ins Weite. Daß dabei seine Leiden und Störungen immer hartnäckiger auftraten und Schlaf und fast Besinnung raubten, zerbrach dem Unglücklichen jede Zukunftshoffnung.

Am einem stürmischen Herbsttage hatte er in Selliehausen Amtsgericht gehalten und dabei ein Ansuchen des Predigers um eine neue Beisteuer der Behörde abgewiesen. Es war Gustav Adolf Zucht, ein wohlgepflegter Pastorenkopf mit frömmelndem Augenaufschlag. Er wartete vor dem Ausgange des Amtsgebäudes.

„Der Herr Amtmann kehrt wohl sofort wieder heim?“ fragte er lauernd. „Sonst hätte ich mir erlaubt, ihn in mein Haus zu bitten. Wir könnten die heutige Causa vielleicht noch einmal durchbesprechen.“

„Der Casus ist erledigt, Herr Pastor“, erwiderte Bürger verärgert. „Ich kann keine privaten Aussprachen darüber genehmigen.“

Der Geistliche verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln.

„Immer so furchtbar genau, Herr Amtmann? Auch kein Glas Wein an meinem Tische gefällig?“

„Nein, ich danke wirklich, Herr Pastor“, schnitt Bürger ab und wollte gehen.

Da faßte ihn der Pastor scharf ins Auge. Es blitzte voll Haß und Tücke.

„Aber in Wirtsstuben und verrufene Häuser, nicht wahr, da führt der Weg leichter? Dort schmeckt der Wein süßer als an Pfarrers Tisch?“

Bürger fuhr auf. Brennender Zorn rötete seine Wangen.

„Wein in Wirtsstuben hat ehrlichem Geschmack als kredenzt von einem Versuchter, der den Amtmann bestechen will. Und verrufene Häuser, Herr Pastor, liegen nicht an meinen Wegen.“

Der Pfarrer verneigte sich mit ironischer Höflichkeit.

„Gewiß, Herr Amtmann. Was man daheim hat, sucht man nicht auswärts!“

Da hob sich die Faust und blieb drohend über dem pfäffischen Haupt hängen.

„Wag Er noch einmal, mein Haus zu besudeln, Er scheinheiliger Süßling, und ich dresch Ihm den Schädel ein!“ donnerte es dröhnend.

Gustav Zucht wich geschmeidig aus.

„Diese Injurie, Herr Amtmann, bleibt unvergessen. Und was ich über Ihr Haus weiß, das schwätzen die Späßen und die Stare!“

Dann verschwand er feig und schnell mit seinen langen Beinen.

Bürger stand wie versteinet. Der erste Zorn war ver-
raucht — nur die Scham war geblieben, daß solche Worte gegen ihn ungestraft gewagt werden konnten. Und daß gewiß viele so sprachen und dachten wie der schleichende Schuft.

Er wollte kein Menschenantlitz mehr schauen und ritt am Wirtshaus, wo ihn eine Schar Getreuer wie immer erwartete, im Galopp vorüber. Quer durch den Wald. Er dachte nicht an Hunger und Durst.

Über ihm zogen die Stürme mit. Die Äste krachten und brachen, über gestürzte Stämme setzte er im Sprung hinweg. Dämmerung schattete aus dem Gehänge der Bäume. Er öffnete vorn seine Brust und freute sich des kalten Anpralls, der sein heißes Fleisch zu kühlen begann.

An einer einsamen Waldschenke hielt er an. Als er drin Stimmen hörte, wollte er nicht eintreten. Doch der Wirt öffnete schon die Tür. Es war ein altes, undurchdringliches Gesicht.

Er nahm an einem einzelnen Tische Platz und rief nach Speise und Trank. Ein zehnjähriges dunkles Waldkind brachte ihm beides. Mit einer anmutig knixenden Bewegung stellte es die Gaben vor den Fremden. Rehaugen, in denen das schweigende Dunkel des Waldes lockte, sahen ehrfürchtig zu ihm auf.

Er fragte nicht und aß. Es tat so wohl, nicht erkannt zu sein. Er mußte abgekommen sein vom Wege. Noch nie hatte er diese Schenke und das schöne Kind erblickt.

Der Wein war tiefrot und süß. Ein Becher folgte dem andern. Die Gäste des andern Tisches, Waldbauer und Forstgesellen, sahen scheu nach dem einsamen Zecher.

Da schlug ein schwerer Ast gebrochen zur Erde und riß fast das Dach mit. Heulend ritt die Sturmjagd über den Ramin.

„Der wilde Jäger ist heut böß gelaunt!“ meinte das Mädchen.

„Was weißt du vom wilden Jagdgesellen?“ fragte Bürger das Kind.

„Gar manche Sage hab ich gehört“, erwiderte sie mit geröteten Wangen. Es freute sie, endlich den Fremden zum Sprechen zu bringen. „Am herrlichsten aber ist ein Gedicht“.

„Ein Gedicht?“ fragte Bürger gespannt. „Über den wilden Jägersmann?“

„So ist es, Herr!“ antwortete sie eifrig. „Es kommen auch Gäste aus Selliehausen und andern Orten zu uns, da hat einer einst das Gedicht vorgetragen. Er hat es selbst vom Dichter gehört und sich abschreiben dürfen.“

„Wer ist wohl der Dichter?“ fragte der Erfreute.

„Seinen Namen weiß ich nicht. Er soll Amtmann sein und ein armer unglücklicher Mensch. Darum hat er alles so nachgeföhlt und getroffen.“

Bürger nahm ihr Köpfchen zwischen die Hände und sah ihr ins Auge.

„Du bist ein kluges, auch ein gutes Kind!“ sagte er gerührt. „Kannst du mir jene Dichtung nicht vorsagen?“

„Ach nein“, klagte sie gar traurig. „Ich hab es nur einmal gehört. Und würde es doch fürs Leben gern nochmals vernehmen.“

Da trank Bürger seinen Humpen aus und stand auf.

„Ich kenn jenes Lied, kleines Rehauge, und will es dir zuliebe gern wiederholen.“

Das Gespräch am Nebentisch verstummte mit einem Schlag. Das Kind sank fast andächtig zur Erde und kreuzte die Beine. Alle Augen brannten zu ihm hinüber.

Und er begann. Er hatte seinen Liebling sicher im Gedächtnis. Von Strophe zu Strophe steigerte sich Glut und Stimme. Die Verzweiflung des Herzens, der Ingrimme über den Pastor, die Freude über die unbekannten Verehrer

seiner Kunst hier unter Kindern und Einfältigen gab ihm erschütternde, mitreißende Kraft. Er fühlte es: noch nie hatte sein herrliches Lied so elementar gewirkt wie hier vor dem kleinen Kreis fremder Waldbewohner. Oft meinte er, es müsse ihm selbst das Herz zerspringen, so mächtig packte ihn heute Leid und Schuld und Schande.

„Verderben hin, Verderben her,
Das ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

Als wären diese Worte einst aus eigenem Herzen wild aufgestiegen, alles Glück gütiger Menschen mißachtend und nur der eignen Lust nacheisend, so schwangen sie heute in seiner Seele. Dann der Fluch, der auch über ihn ausgesprochen schien:

„Du Wütrich teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missetat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Sackel lodert.
Fleuch, Unhold, fleuch und werde jezt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehezt . . .“

Und endlich das grauenhaft deutliche Bild des Verfolgten, der seine Helfer sehen muß, ohne entrinnen zu können:

„Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.

Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist.
Muß sehn das Knirschen und das Tappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen . . .“

Erschöpft und verstört sank Bürger auf seinen Stuhl zurück. Dann erhob er sich rasch, zahlte und verschwand. Als die Jäger ihm nachsehen wollten, hörten sie aus der Tiefe des nächtlichen Waldes nur fernen Hufschlag.

„Es war der Wilde selbst!“ beteuerten sie und bekreuzten sich.

Doch das braune Kind leuchtete verklärt und selig.

„Es war der Dichter!“ sagte sie leise . . .

Der nächtliche Reiter stürmte auf wirren Wegen dahin. Er suchte nicht lange Richtung und Ziel, rasendes Reiten war ihm Bedürfnis. Durch Wolken und Sturm spannten sich jetzt die weißen Segel des Mondes.

Sie hielten dich selbst für den Jaidgesellen, den wildverwunschnen, erkannte der Dichter. Und weiß der Himmel, ob ichs nicht bin.

Da geistert vor ihm ein dämmernder Troß. Einzeln fliehen sie seinen Wegen voran. Weherufe, schluchzendes Klagegeheul schlägt an sein Ohr. Er spornt noch heißer das Pferd. Doch sie eilen ängstlicher vorwärts.

„Hoioh, ihr weichendes Wild“, ruft er in Grimm, „laßt euch befehn und steht still!“

Und sie stehn wie gebannt. Er erschauert, als er die Bleichen erkennt.

„Du hast meine Arme gesucht“, sagt die erste Gestalt und senkt den flackernden Blick. „Zu nächtlicher Stier war ich dir genug. Als die Herrin dich nahm, war ich vergessen. Da ging ich verloren und schmückte mit heißen Kränzen der Sünde den Leib. Dich klage ich an!“

Neben Christine kauert der nackte Körper Agathens. Sie hält die Knie zum Kinn gezogen, wie er sie fand in der ersten Stunde des Wahns.

„Seelenliebe hab ich gesucht, Sinnengier wurde daraus im heißen Hauch deiner Nähe. Nun hocke ich hungernd im Hause der Irren, nie noch dachtest du mein. Dich klage ich an!“

Ein graues Männergesicht, breit und bekannt, mit starren, drohenden Augen:

„Glück war im Haus, ehe du kamst. Du nur hast es zerstört. Meiner letzten Stunde Entsetzen war dein sündiger Ruch. Dich klage ich an!“

Zwei Kinder, zitternd und eng umschlungen, folgen im Reigen.

„Ich hatte Liebe um mich, alles Licht vor mir. Vater, was hast du getan. Deine trunkene Glut ließ mich allein, ließ mich versinken in Siechtum und Tod. So früh, so früh! Noch lechzt meine Lippe nach Leben. Dich klage ich an!“

„Aus müden Lenden kam ich müde hervor, häßlich und schwach, stets unter Tränen gesäugt. Trostlos trauert die Zukunft. Vater, was hast du getan. Dich klage ich an!“

Auffschreiend schreckt der Dichter zurück vor den letzten zwei Frauen.

„Alles tat ich für dich“, sagt die eine und weint. „Und alles vergebens. Jugend und Seele und Glück, Frauenehre und Würde fraß deine friedlose Gier. Dich — nein, ich klage nicht an!“

„Schuld, unlöslich und schwer“, verzweifelt die Letzte, „lud deine Liebe auf mich. Kurzes seliges Glück, lange unselige Qual. Ferne weil ich und weiß dich in treulossem Trotz. Dich — nein, ich klage nicht an!“

Da sinkt der Reiter vom Pferde, tief in das Knie.

„Euch war ich Heizer und liebte euch doch mit brennenden Gluten. Vergebt, vergebt meine Schuld!“

Eine Faust reißt ihn wieder aufs Ross, heulendes Jagdvolk stürmt aus der Tiefe des Waldes. Wie der Wilde jagt er dahin, das Antlitz im Rücken, die entsetzten Blicke starr den Verfolgern ins Auge.

Der erste naht mit Perücke und Amtkleid, die schwere Kette gewichtig um den feisten Hals.

„Kennst du mich, sauberer Vogt von Altengleichen? Ich bin die Fron, der Dienst, das Amt, von dem du nicht loskannst trotz aller kettenzerrenden Wut. Deine besten Schöpferstunden raubte ich dir, den Frieden der Nächte, Freiheit und Kraft. Du bist mir verfallen, ich jage und heße dich fort!“

Ein zweiter Reiter sprengt vor. Bleich und fahl, mit verdorrten Armen.

„Ich bin die Not. Mir bist du gleichfalls geschenkt, kannst mir nicht entrinne. An den großen König schreibst du submisse Gesuche, um reichere Ämter warbst du, Hofrat und Stabssekretär wolltest du werden. Ich lasse die Früchte nicht reifen. Die Schulden wachsen, die Gläubiger drängen, Kind und Frauen rufen nach Brot. Verzweifle und flieh! Ich jage dir nach und heße dich fort.“

Der Dritte, der vorsprengt, trieft von Eiter und Blut, das von Seuchen stinkt.

„Mich hast du lange mißachtet, nun ist auch mir Gewalt gegeben über Seele und Leib. Ich bin die Krankheit. Nie mehr kommst du mir frei. Ich jage und heße dir nach.“

Drei Brüder folgen auf roten Rossen, Feuer und Schwert im Auge.

„Ich bin deine Sinnengier“, lacht der erste. „Von früher Knabenzeit an, seit die schwarze Hexe dich koste, bist du mein, mein wehrloses Wild.“

„Spiel und Trunk ist mein Name, klingt er dir fremd? Tiefer ins Unglück heß den Verhassten ich gern.“

„Ehrgeiz als dritter Kumpan hat dich in Klauen, arm-selig Dichterlein! Das Volk, dessen Sänger du träumst zu sein, lacht nur des Lüstlings. Kronen glänzen nicht auf aus den Händen der Masse. Heßend jag ich dir nach!“

Zur Seite springen die sechs Verfolger, als der Letzte, der Siebente anstürmt. Graue Schatten ziehn im Gefolge.

„Und ich bin die Schuld. Mir vor allem ist Leib und Leben verpfändet. Und die dein gejagtes Heßwild gewesen, folgen auf mein Geheiß als Jäger und Heßer dir nach. Könnten dich freigeben Fron und Not und Sebreß, Sinnengier, Spiel und lüfterner Ehrgeiz: nie weicht die Schuld, nie löscht Vergangenes aus. Fleuch, Unhold, fleuch!“

Und auf weißen Gespensterpferden, dreibeinig und flink, werden die sieben Geheßten nun zu Verfolgern. Unheimlich still reiten sie nach.

Da bäumt sich des Dichters Ross in tödlicher Angst, stürzt und sinkt. Auch der Reiter verschwindet in jähler Tiefe. Heulend geht das Gejaid über ihn hin . . .

Am nächsten Morgen fanden Waldarbeiter den bewußtlosen Dichter neben seinem verendeten Pferde in einer felsenigen Schlucht. Da Wöllmershausen nicht fern lag, kannten die Leute den Amtmann und trugen ihn heimwärts. Frau Dorette wachte an seinem Bette.

Wochen der Sorge, der dunklen Nähe des Todes folgten. In Fieberträumen bebte der Kranke vor den apokalyptischen Reitern. Herzerreißend klang sein Flehen um Gnade und Vergebung. Und Dorette, ob ihr der ganze Zusammenhang auch nicht klar war, lebte doch die Qual und Schuldempfindung des Phantasierenden nach und öffnete ihr Herz in Mitleid und Erbarmen. Ihr starres Schattendasein atmete auf und füllte sich mit Blut und frischem Geiste, seit sie helfen, heilen, retten konnte. Und sie fragte nicht nach Vergangem oder Künftigem.

Ein goldklarer Ostermorgen war es, da saß der Gesehnde am offenen Fenster und trank mit selig geschlossenen Augen Sonne und laubewegte Frühlingslüfte, und Dorettes Hände lagen in den seinen. Dann hob er diese weißen, wunderwirkenden Hände empor und küßte sie, ohne die Augen zu öffnen.

„Es geht zum Leben, Dorettel“ jubelte er still. „Du hast mich durchs dunkelste Tal glücklich hindurchgeleitet. So lohnstest du meine Schuld.“

„Daß das Tote ruhn“, bat sie mit zuckenden Lippen. „Du gehst zum Leben, mein Werk ist getan. Ich trete wieder ins Dunkel zurück, fürchte dich nicht!“

Er streichelte ihre schmalen, leidblassen Wangen und zog sie fest an sein Herz.

„Dorette, du bist nicht aus Fleisch und Blut. Irdische Frauen können nicht so heilig sein.“

Da erglühte die weiße Stirn der Dulderin.

„Verkär mich nicht allzu dichterisch. Fleisch und Blut hab ich wohl gefühlt und darunter gelitten. Wer in deinen Armen lag, vergift es sein Leben nicht mehr.“

Da öffneten sich die Augen des Ruhenden und wurden heiß. Und er zog die lenzliche Luft tief in die breite Brust und freute sich des neuererschlossenen Lebens. Dann sprach er:

„Noch bist du vor Welt und Gesetz meine Frau. Noch hast du ein Recht an mich, wenn du es forderst—“

Dorette erschrak vor sich selbst und erhob sich.

„Gustchen ringt dieser Tage in Mutterqual. Ich habe ihr und dir alles geopfert. Wenn man Opfer befleckt, verlieren sie ihre Kraft.“

Und sie schwand, je frischer Bürgers Wangen und Augen zu glänzen begannen, Schritt für Schritt wieder zurück in ihre einsame Welt. Ihre Hilfe war nicht mehr Bedürfnis, ihr gütiges Amt vollbracht.

Bürger aber rang mit seinen wiedererwachten Sinnen und der lange geschonten Kraft. Auch hatte das stille Einbekenntnis der einst geliebten Frau, daß sie seiner Umarmungen gern noch gedanke, sein phantastisches Träumen durchglutet und den Besitz ihrer hingebungsvollen Milde anziehender gestaltet. Dazu reizte ihre Weigerung, und daß jetzt sie die verbotene Frucht war.

Nachts, wenn die Sterne über der duftschweren Frühlingswelt silberten, pochte er an ihre einsame Kammer.

„Dorette, den du einst liebtest und im Arme hieltest, steht vor deiner Tür. Daß ihn an dein Herz!“

Doch sie öffnete nicht und schwieg.

Da kam der Dichter die nächste Nacht wieder und bat:

„Dorette, dessen Umarmung auch du nicht vergessen, der noch einmal all seine heiße Seligkeit deinen Gliedern bietet, steht vor der Tür. Daß ihn an dein Herz!“

Sie öffnete wieder nicht und schwieg.

In der dritten Nacht aber sprach er:

„Dorette, der dich mit Schande und Leid belud wie nie ein Gatte die Frau, dem du alles geopfert, damit er Erlösung finde, er leidet und begehrt mit qualvoller Sehnsucht nach deinen Armen. Hab Mitleid und nimm den Verschmachtenden an dein erbarmendes Herz!“

Da ließ sie ihn ein und schenkte ihm eine lange, schmerzvoll-selige Nacht.

Als er schied, weinte sie leise und sprach: „Nun hab' ich deiner Liebe auch das Allerletzte geopfert: die Opfer selbst. Nun bin ich zu nichts mehr gut auf der Welt. An dieser Nacht bin ich heute gestorben.“

Am nächsten Tage kehrte Gustchen zurück, gesund und in strahlender Freude. Sie hatte einem strammen Knaben das Leben geschenkt, der bei den Freunden aufgezogen werden sollte.

Und die Nacht war vergessen und alles, was Dorette für den Kranken getan und gelitten. Denn die schäumende Jugend der Glücklichen, die nach langer Trennung schöner und voller als je erschien, scheuchte alle Gedanken und Stimmen der Brust zurück ins Dunkel. Auch die Angst vor Dämonen und Zukunft hob nicht ihr Haupt in dieser trunkenen, neubräutlichen Frühlingszeit . . .

Eines Tages trat Bürger mit knabenhaft glücklichen Augen in den Garten, wo die Schwestern schweigend nebeneinander saßen und feine Handarbeit schufen.

„Jetzt ist das neidische Schicksal bezwungen“, jubelte er laut. „Ein Plan ist geglückt, der mir als Sehnsucht aus den Wochen meiner Genesung aufstieg. Ich habe ein Landgut gepachtet.“

Gustchen sah ungläubig zum Geliebten empor, während Dorette in Stille ihre Nadel führte. Sie fühlte sich Schatten und unwesentlich, wenn der Gatte von Glück und Zukunft sprach. Vor ihren Blicken dämmerte nah ein ganz anderes Land.

Und so wandte sich der Dichter allein seiner Molly zu.

„Ich habe Appenrode gepachtet, vom General Uslar. Wir können im nächsten Monat schon einziehen. Unser Mietsvertrag hier läuft ohnedies ab.“

Da hielt Dorette doch inne in ihrer Arbeit und seufzte unwillkürlich schwer auf.

„Ist es dir unlieb?“ fragte er erstaunt. Es war ein weicher Klang in den Worten, der ihr wohlthat.

„Wenn es zu deinem Besten ist, gewiß nicht“, erwiderte Dorette gefaßt. „Ich hoffte freilich, daß mir mehr Raß gegönnt wird vor einer größeren Reise.“

Gustchen erschrak und konnte der Schwester nicht ins Auge blicken.

„Dorette, was sind das für Reden! Du wirst sehen, wie gesund und frisch du auf dem Lande aufleben sollst.“

„Das will ich meinen“, setzte Bürger mit lauter Stimme fort, die den dunklen, schuldbewußten Klang in seinem Herzen übertönen sollte. „Wir wollen Blumen bauen und in der Erde wühlen wie der Maulwurf und dann die Bohnen essen, die wir selbst pflanzten und pflegten. Und um uns sollen Rösse wiehern und Stiere und Rühre brüllen, Schafe blöken, Schweine grunzen und Hühner und Gänse gackern und schnattern. Sei, soll das ein Leben sein! Und meiner Schulden werde ich dabei frei, und ein reicher Mann obendrein!“

Ein ungläubig mitleidiger Blick traf den Schwärmer.

„Hast du so vorteilhaft abgeschlossen?“ fragte Dorette. „Und hast du das nötige Kapital aufgebracht?“

„Alles in Ordnung“, wehrte der Dichter jede nähere Erörterung ab, die ihn in seinem schönen Zukunftsglauben schwankend machen könnte. „Und das Herrlichste dabei, daß ich mein Amt über kurz oder lang zum Teufel werfen kann.“

„Ja dein Amt!“ lachte Gustchen auf. „Das hatten wir ganz vergessen. Wie ging das zu vereinbaren?“

„Ich will mir für's erste einen tüchtigen Verwalter halten. Wenn ich dann zu Wohlstand komme, und das kann nicht lang auf sich warten lassen, dreh' ich ihnen eine Nase und geh' ganz davon. Dann bin ich Freiherr und lebe nur meiner Kunst und meinen Lieben!“

Frau Dorette schwieg wieder und sah aufmerksam auf die weißen Seidenblumen nieder, die unter ihren Händen die Blüten öffneten. Es war ein schmerzlicher feiner Zug um ihren Mund, wie er Wissende auszeichnet und bedrückt in einer Schar glücklicher Toren.

Als der Abschied von Wöllmershausen herankam, mußte Bürger, warum Dorette die Stätte ihres Glückes und ihrer leidvollen Schmach so schwer verließ. Jene Nacht vor Mollys

Ankunft, da sie noch einmal sein Weib war, noch einmal sich opfernd für den über alles geliebten Mann, hatte dem siechen Leibe wieder die Mutterlast aufgebürdet. Und Dr. Althof machte den Gatten auf das Schlimmste gefaßt.

Nun lag ein schwerer, schwarzer Wolkenbann über der Heiterkeit des ersehnten Sommers. Noch mußte Gustchen nichts von der treulosen Treue ihres Liebsten — wie würde sie jene Beichte ertragen? Und das Gespenst der Schuld, mit starker Hand abgewehrt seit jener fiebernden Waldnacht und den gütigen Rettungstaten Dorettes, wuchs ins Riesengroße, stand immer wie sein größerer Schatten neben allen Wegen und würgte jede Freude in ihrem Reim. Auch das Letzte blieb nicht erspart — ihr Tod und Verbluten sollte unmittelbar aus seinen Händen quellen. Eine Nacht, hatte er damals warten müssen, dann war eine einzige, hätte er damals warten müssen, dann war Gustchen zurück und der Bann seiner Sinne gebrochen. *Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!* So schrie und schluchzte es im Schuldigen auf.

Diese Erwartung des Furchtbaren, das er einst in sündigen Schauern ersehnt hatte, ließ ihn der neuen Herrlichkeit nicht lange froh werden. Da ferner die Kenntnisse des Ökonomen fehlten und mit Blumenbauen und Obstbrechen und mit dem wonnigen Luschen auf das Wiehern und Blöken und Gackern der eigenen Viehwirtschaft die Tätigkeit des Landwirtes keineswegs erschöpft ist, sah Bürger bald seinen Irrtum ein und fand sich außerstande, die neuentliehenen Geldsummen termingemäß zurückzustellen. Auch die alten Schuldner drängten. In dieser Verzweiflung begann sein nervöses Magenübel neu zu quälen. So war der Himmel jäh zur Hölle geworden.

Da ritten eines Sommermorgens zwei vornehme Kavaliere vor sein neues Heim und stiegen von den Rossen. Eine jugendlich elastische Gestalt mit Feueraugen und scharf geschwungener Adlernase blieb zurück, während der Begleiter,

eine ältere, verschlossene Physiognomie, eintrat und Bürger seine Aufwartung machte.

„Habe ich das Glück, den Dichter und Amtmann Gottfried Bürger zu sprechen?“ fragte der Fremde mit höflicher Verbeugung.

Bürger freute sich, zuerst als Dichter angeredet zu werden, und bejahte interessiert.

„Mein Name ist Johann Heinrich Merck, Kunstschriftsteller und Kriegsrat. Und mit mir kamen Seine Hoheit Herzog Karl August von Weimar. Aber bitte, in strengstem Inkognito. Seine Hoheit haben Göttingen aufgesucht und dort viel Schönes von Ihrer Kunst gehört und gelesen und haben den Wunsch geäußert, dem Dichter persönlich die Hand zu drücken. Wenn ich also bitten darf, werden wir Seine Hoheit zu kurzem Besuch laden.“

Vor Bürgers Augen tanzten die Möbelstücke und draußen die Bäume und Sträucher und sein gackerndes und blökendes Viehzeug. Wenn das jetzt keine Schicksalsstunde ist, dann kommt sie nie, dachte der Dichter. Und blitzschnell, während er an der Seite des Gastes dem Herzog entgegeneilte, sah er Bilder in allen ausgesuchten Seligkeiten: an den Weimarer Hof berufen wie Goethe, Minister wie Goethe, als Dichter umschmeichelt wie Goethe, aller irdischen Notdurft für immer enthoben wie Goethe — ihm schwindelte fast, als die feste, sehnige Hand herzhast in die seine griff.

„Er ist ein Meister der wilden Kunst“, sagte der Herzog, „wie mein Goethe der delikaten und subtilen. Doch von Seinen heißen Reiterstücklein, wie Lenore und der Jäger sie bekunden, können Goethe und ich auch ein Lied singen. Bürger, da haben wir was erlebt in unsern ersten Jahren!“

Damit schritt der hohe Gast in der Mitte der Herren in Bürgers neues Arbeitszimmer.

„Fühlt Er sich hier wohl, der Herr Amtmann?“ fragte der Herzog und sah sich mit eben nicht entzückten Blicken im Zimmer um.

„Es ist ein Jammerleben, herzogliche Hoheit!“ brach Bürger los. „Ich habe nach allen möglichen Ämtern Ausschau gehalten, um freizukommen. Alles vergebens. Da mir Familienkonnexion fehlt und ich immer als Ausländer gelte, sind mir alle Wege versperrt.“

„Er kann einmal meinem Goethe darüber schreiben“, warf der Herzog leicht hin. „Vielleicht weiß der Rat.“

Und dann erkundigte er sich nach Haus und Familienstand, sah mit immer wachsender Verwunderung die wirre und kopfscheue Art, mit der ihm Antwort gegeben wurde, nahm Einblick in die Akten, die Bürger zur Hand hatte, und lachte aus vollem Halse, als er die Daten des Einlaufs las.

„Er ist gewiß ein besserer Dichter als Amtmann. Das sind ja vorlautliche Petitionen, die hier der Erledigung harren. Nun, ich wünsch Ihm vom Herzen Glück und Erfolg.“

Damit schieden die Herren, ohne den Frauen vorgestellt zu werden.

Ein zwiespältiges Empfinden quälte den Dichter nach ihrem Fortgang. Die forschenden, verwunderten Augen des Herzogs, als er so roten Kopf bekam und von Weib und Kind und Schwägerin allerhand tolles Zeug sprach, ängstigten ihn. Und seine Amtstätigkeit imponierte dem Gaste schon gar nicht. Zum Teufel und Beelzebuben, daß er die verdammten grauen Papiere auskramte! Aber er durfte doch Goethe schreiben — vielleicht weiß der Rat, hatte der Herzog gesagt. Auch Dorette hatte einst Goethes Hilfe als wertvolle Notkraft gepriesen.

Aber die Antwort, die aus Weimar eintraf, schlug auch die letzte Hoffnung nieder. Schon daß Goethe plötzlich mit

Sie erwiderte, beschämte und kränkte den Bittenden. Gleich der erste kurze Brief wirkte ernüchternd:

„Ich bin in nichts vorsichtiger und habe soviel Anlaß und Ursache es zu sein, als das Schicksal eines Menschen mehr zu übernehmen. Man kann ihnen kaum das Notdürftige geben, und das Notdürftige findet sich überall. Mit Ihnen halt ich es doppelt für Schuldigkeit, aufrichtig und behutsam zu Werke zu gehen.“

Doch dann erbat sich Goethe doch näheren Bericht. Als dieser einlief, kehrte nach langem Schweigen eine Antwort ein, die sich wand und schöne Worte machte, ohne die helfende Hand zu reichen. Akademische Laufbahn, riet der einstige Freund. Aber ohne die leiseste Unterstützung in Aussicht zu stellen.

„Prüfen Sie sich, mein lieber Bürger, denken Sie nach, vielleicht findet sich etwa in der Nähe eine Gelegenheit. Sagen Sie mir Ihre Gedanken, sagen Sie mir, was Ihnen indessen geschehen ist, und überzeugen Sie sich von dem Anteil, den ich bisher auch stillschweigend an Ihrem Schicksal genommen.“

Wie blutiger Hohn gelten diese Worte im Ohr des Verzweifelnden.

Das war sein Freund und hoher Herzensbruder, sein schwärmerisch verehrter Abgott, der Dichter des Werther und des Götz. Das hatten wenige Jahre Hofluft aus dem Feuerjüngling gemacht. Und er rechte trotzig die Arme. Herrgott, in aller Not und Drangsal erhalt mir meinen freien Stolz und Brausekopf! Und ich will dich preisen in allen Hölle meines Lebens!

Und er gelobte sich, lieber elend im Hunger zu verkommen, als noch einmal einem gekrönten Haupte submisse Worte und Briefe zu widmen, als noch einmal bei Ministern und andern aufgeblähten Amtskreaturen um neue Lebens- und Wirkmöglichkeiten zu betteln. Und der stolze Ingrimme dieser

Stunde gab ihm die Verse ein, die seine Hoffnung auf Amtskarriere und Förderung durch einen kunstsprohen Mäzen endgültig begruben:

„Solang ein edler Biedermann
Mit einem Glied sein Brot verdienen kann,
Solange schäm' er sich, nach Gnadenbrot zu hungern.
Doch tut ihm endlich kein's mehr gut,
So hab' er Stolz genug und Mut,
Sich aus der Welt hinauszuhungern!“

— Und Hunger und Tod drohten bald vor den Toren des Gutes zu Appenrode.

Die Amtsstelle, durch alle Jahre ein unendlicher Quell von Mühsal, Ärger, zermürbender Kleinarbeit, auch wohl der Schuld und peinigender Gewissensbisse, war nach dem Fortgang aufs Landgut unerträglich und unhaltbar geworden. Neue strenge Pöinalgelder und letzte Verwarnungen drohten. Da kam Bürger zuvor und gab seine Demission.

So wunderbar befreiend der erste Gedanke wirkte, so glücklich die Empfindung, die den gequälten Dichter dabei durchströmte, so droffelte alle Freude sofort das furchtbare Wort: Was nun? Die Pachtung war nicht aufrecht zu halten, hatte die geldliche Misere nur wesentlich verschlimmert, die wenigen großväterlichen Landstriche, die noch unveräußert waren, versanken unter der Last von Anleihen und Schulden, die Einnahmen aus Buch und Dichtung konnten nur einen geringen Teil der laufenden Auslagen decken. Auch daß Bürger nun selbst den Göttinger Almanach leitete, warf nicht zu viel ab. An eine Tilgung alter Schulden war nicht zu denken, neue gelangen immer schwerer, da der Unglückliche keinen Kredit mehr fand. Und dazu schrien zwei Kinder — in seinem Hause und in der verborgenen Stille der Fremde — nach Brot und Kleidung, und zwei Frauen

brauchten seinen Arm, deren eine zum Leben schritt, die andere aber zum Tode.

Als die Blätter fielen, die einem so glücklichen Frühling entsprossen waren, bereitete Dorette schweigend und ergeben ihre letzten Wege. Ihr leidender Leib, das wußte sie selbst, war für die Bürde der Mutterschaft zu gebrechlich geworden. Auch hatte der Schmerz und die Scham über jene hingebungsvolle letzte Nacht und die Schändung ihrer so schwer erkämpften Opfer der Todgeweihten jeden Sinn und damit jede Kraft genommen. Und wie vergessen sie schon zwei Tage nach dieser größten und demütigsten Opferung war, brach ihr das Herz.

Und doch welkte sie hin mit Lächeln und Güte. Daß ihr Satte litt an ihrem Verfall, daß er jetzt teilnehmend und aufmerksam um ihre Nähe schweifte wie ein schuldbewußter Schatten, gab süßwehen Trost. Als seine Augen zu bekümmert und schlaflos düsterten, wurde sie wieder die Trösterin.

„Nimm's nicht zu schwer, Gottfried“, bat sie mit fast scherzender Anmut. „Denk' nur, wie unnütz und sinnlos ich längst hier geworden. Sag' nicht, durch deine Schuld. Sag' nicht, durch Gustchens. Klagen sind immer zwecklos, und Anklagen immer Hemmnisse des Guten. Auch wenn sie die eigene Brust zerfleischen.“

Bürger sank an ihrem Bette nieder.

„Ich klage nicht selber an. Da drin hält ein Dämon Gericht über mich, so fürchterlich und vernichtend, daß ich nie seinen Fluch vergessen kann.“

Dorette erhob die leidmüden Augen. Ein unsagbares Weh schwieg aus ihren Tiefen.

„So bleibt nichts von mir“, seufzte sie dann, „als wieder ein Dämon. Und von ihnen dich zu befreien, gab ich alles hin. Ist das Sinn und Güte?“

Bürger hob die Faust.

„Es gibt keinen Sinn, es gibt keine Güte. Das weiß ich schon lange. Es gibt nur eins: Vergeltung, Vergeltung, Vergeltung. Und ihr werde ich nicht entrinnen!“

Die Sterbende rang mit Atem und inneren Qualen.

„Du machst es mir hart“, zitterte sie. „Wie kann ich dahingehen, wenn ich dich in Angst und Foltern weiß? Und daran bin ich schuld, ich ganz allein.“

„Du?“ fragte Bürger erstaunt. „Wie kannst du deine Reinheit beflecken?“

„Ja, Gottfried“, sagte sie schmerzlich und legte die Hände zärtlich auf sein Haar. „Keine Opfer vermögen zu sühnen — geschändete nicht. Ich hatte damals so Sehnsucht nach deiner Liebkosung. Darum ließ ich dich ein. Darum, darum allein, hörst du? Nicht, weil du drängtest. Darum ist die letzte Schuld mein, sie fährt mit mir nieder. Und du bist frei und entsühnt.“

Der Dichter atmete auf. Wie Steine fiel es von seiner Seele.

„Bin ich auch nicht entsühnt“, sprach er dann, „so fühl ich mich freier und stärker.“

Und er küßte sie dankbar auf die fieberheißen, zuckenden Lippen. Und nahm einen Blick mit, der wußte nur von verzehrender Liebe und grenzenloser Opferkraft.

Als sie wieder allein in ihren heißen Rissen lag, begann das stille Lächeln der Leidenden zu leuchten wie nie zuvor. Sie freute sich, daß ihre kleine List so gut gelang.

Wenige Tage später standen im Gutshause zu Appenrode zwei Särge. Das totgeborene Kind und seine Mutter, die bald nach den Wehen sanft verlosch, wurden in einem Grabe bestattet.

Als Bürger und Molly heimkehrten vom traurigen Gang, zum erstenmal allein im eigenen Hause, zitterten beide vor der ersten Dämmerung, der ersten endlosen Nacht.

„Glaubst du, daß wir je glücklich werden?“ fragte er düster.

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen waren zu Stein geworden.

„Nie, Gottfried. Ein Schatten wird immer dazwischen stehen.“

„Dann war doch alles umsonst“, klagte er dumpf. „Die Dämonen haben das Feld, mächtiger noch als je.“

VI.

Zu Michaelis 1785 steckten die Göttinger die Köpfe zusammen. Insonderheit die Gäste des Dämmerchoppens im „Schwarzen Bären“ konnten nicht genug fragen, erfahren und weiterfragen.

„Habt ihr sie gesehen? Ein appetitliches Frauenzimmer ist sie. Kein Wunder, daß der Poet so außer Rand und Band geriet.“

„Wird er jetzt in Glück schwimmen! Jetzt, da sie sein angetrautes Weib ist.“

„Das ist sie ja schon seit Juni. Heut sind sie nur nach Göttingen endgültig heimgekehrt. Übrigens —“

„Ja?“

„Übrigens sagt man, seine Frau sei sie längst schon gewesen. Sogar ein Kind soll schon irgendwo in Stille aufgewachsen.“

„Wohl möglich. Habt ihr sie genau betrachtet? Das trägt sie auch nicht erst seit der Hochzeitsnacht.“

„Ein lockerer Vogel, dieser Gottfried Bürger!“

Da ließ sich am Nebentisch eine raube Stimme vernehmen.

„Und solchen Leuten vertrauen wir unsre Studenten an! Unglaublich, wie die alte Georgia Augusta diesem Sittenbrecher die *venia legendi* geben konnte!“

An einem dritten Tische stießen sich einige jüngere und ältere Herren in deutlichem Gelehrtenhabit an die Ellbogen.

„Hören Sie, lieber Kollege, wie man urteilt? *Vox populi, vox dei!*“

„Ach, die Sorte läßt doch uns auch nicht in Ruhe“, wehrte ein feiner Schmalkopf mit schmerzlichem Lächeln ab.

„Darauf soll man nichts geben. Und warum dem Verzweifelnden nicht das Rettungsseil reichen? Sie werden sehen, aus unserm Dichter wird noch ein ganz akzeptabler Professor.“

Die andern verzogen den Mund.

„Ich weiß, Sie schützen den Eindringling, Kollege Seynel“ erwiderte ein etwas verwachsener Rotbart.

Die Stimme des schwarzen Schmalkopfes wurde scharf und streng.

„Er ist kein Eindringling, das Wort muß ich reifizieren. Er liebt seine *Collegia privatim* mit *Vizen* des Senates, hat selbst seinen engeren Fachgenossen Schläger und Spittler nicht einen Hörer entlockt.“

„Doch ohne Magisterium und Doktorat, wie ein Wilder“, knurrte der Rote weiter.

„Das hatte Herr Westfelden auch nicht, als man ihm verstattete, über Chemie zu lesen. Ich habe eine andere Meinung von der Freiheit der *Alma Mater*. Da soll der Tüchtige sich erproben können, auch wenn er nicht aus den wärmsten Nestern der Junft kommt. Dieser ängstliche Standesdünkel, meine Herren Kollegen, war mir immer ein Greuel!“

Jetzt fiel ein kurzsichtiges dürres Männchen ein, das wie ein Faden alten Bücherstaubes in der Ecke schwebte.

„Seit wann ästimieren Sie so die Poesie?“ nälste er dünn. „Ich erinnere mich noch Ihrer Worte, daß nur die *Philologia* —“

Die zwei Juristen daneben räusperten sich und sahen mitleidig auf die Streitenden. Der eine, ein wachsblonder Schneiderbart, konnte seine Gedanken nicht für sich behalten.

„*Philologia* und *Poesie*, zwei Worte für den gleichen Brei!“

Alles lachte. Professor Heyne blieb ruhig und lächelte das überlegene Lächeln des Weisen.

„Fakultätenstreit auch noch beim Weinglas? Nein, meine Herren. Da müßte ich Ihnen ganz andere Dinge sagen, wie ich über Ihre Jurisprudenz denke. Doch auch die ganze Poeterei scheint mir schal und seifenblasig neben ernster Wissenschaft. Nicht den Dichter der Lenore oder sonst welcher Carmina habe ich in Bürger zu protegieren, sondern den famosen Übersetzer Homers und Shakespeares. Und vor allem den hilfsbedürftigen ringenden Mann und unglücklichen Menschen. Ich freue mich mit ihm, daß er in Göttingen Boden gewinnt und seine Collegia Anklang finden. Und daß er heute sein Glück in sein neues Heim führt.“

Am Nebentisch waren sie aufgesprungen.

„Dort geht just die neue Madame Bürgerin. Und wie er neben ihr strahlt und nichts sieht und hört als seine Gesponsin. Nun, vielleicht kamen jetzt beide zu ihrem Frieden.“

Da bog das Ehepaar um die Ecke und war den Blicken der Späher entrückt.

Sie kehrten in ihr neues Nest ein und hielten sich an der Schwelle der Thür eng umschlungen.

„Daß wir das doch erleben, Molly! Ich hätte es nie zu träumen gewagt! Nun bist du meine kleine Professorin!“

„Du bist es doch selbst noch nicht!“ lachte sie glücklich. „Immer mußt du mehr vorschwatzen, als die Gegenwart bietet. Sei doch mit der zufrieden!“

Er küßte sie und zog sie in die trauliche Fensterecke, die das abendstille Straßenbild ganz überblicken ließ.

„Recht hast du, die Gegenwart ist so schön, daß wir nichts hinzulügen sollen. Aber Professor hoffe ich doch bald zu werden. Heyne und Rästner sind ganz auf meiner Seite, und vor denen knickt das andre Jammervolk der Kollegen doch immer zusammen.“

„So war Goethes Gedanke doch richtig, als er dich auf akademische Laufbahn wies. Und das wollen wir ihm nicht vergessen, auch wenn er selbst keinen Finger rührte.“

Ein bitterer Zug glitt blitzschnell an Bürgers Mundwinkeln nieder.

„Das tat er wirklich nicht. Wenn nicht Lichtenberg für mich die Trommel geschlagen hätte, wer weiß, was aus uns geworden. Doch nun geht es vorwärts. Collegia und Instructiones tragen etwas Geld, und das Bad im Sommer hat auch gut getan —“

„Und jetzt bin ja ich da!“ setzte sie mit leuchtenden Augen fort, „und werde den Herrn Dozenten in sorgsamer Hut halten, daß das Magenübel gebannt bleibt. Das muß jetzt eine andre Ordnung werden als im letzten einsamen Winter!“

„Du Gute, Schöne, Liebliche!“ dankte der Dichter und schloß sie eng in die Arme. „Was ich bin und nicht bin, ist dein, die heiße, durstende, verzehrende Sehnsucht von zehn Jahren bist du und immer nur du gewesen. Nun bist du mein, mein ohne Schuld und Heimlichkeit. Und bist mir heute so neu und begehrenswert, als läge die erste, entschleiende Brautnacht erst vor uns. Du! Du!“

Sie traten vom Fenster zurück, um ihre Liebkosungen nicht zum Gespött abendlicher Müßiggänger zu machen. Dann, als die Lampe entzündet und das erste einfache Mahl in der neuen Heimat verzehrt war, entfaltete Bürger ein beschriebenes Papier, mit der Freude des Weihnachtspenders im ganzen Gesicht.

„Es sind nur einige Strophen erst“, erklärte er, „sie handeln von unserem Glück. Als wir vor dem Altar standen, kam mir der erste Gedanke. Später will ich das Hohe Lied mal vollenden.“

Und er goß der geliebten Frau die brausende Glut seiner Dichtung in Ohr und Blut:

„Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!
Ja, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!
Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
Wie aus Graus und Moderduft
In verschloßner Totengruft,
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Ach, in ihren Teenarmen
Nun zu ruhen ohne Schuld,
An dem Busen zu erwarmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu' und Huld!
Darf ich's glauben, daß die Eine,
Die sich selbst in mir vergißt,
Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist?

Der, dem sie die Götter schufen
Zur Genossin seiner Zeit,
Ist vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchster Erdeneligkeit.
Ihm gedeihn des Glückes Saaten,
Seinem Wunsch ist jedes Heil,
Ehre, Macht und Reichthum feil,
Denn zu tausend Wundertaten
Wird Vermögen ihm zuteil.

Herr des Himmels, deine Hände
Wandten meinen Untergang!

Nun hat alle Fehd' ein Ende.
Dich, o neue Sonnenwende,
Grüßet jubelnd mein Gesang!
Hymen, den ich benedeie,
Der du mich der langen Last
Endlich nun entladen hast,
Habe Dank für deine Weihe,
Sei willkommen, Himmelsgeist!

Lange, selige Küsse lohten das schwärmerische Lied.
Dann las Gustchen selbst die glückstrunkene Dichtung, las
sie mit verschwimmenden Augen und stürmisch bewegter
Brust.

„Was willst du da noch vollenden?“ fragte sie dann.
„Ist je ein Weib seit Helenas Tagen so herrlich besungen
worden?“

„Es muß alles noch reicher und prunkvoller werden“,
gelobte der Dichter. „Ich möchte deine ganze Anmut und
Schönheit, jede Form deines Körpers und Geistes, jede
Stufe unserer göttlichen, leidvoll-seligen Minne darin für
alle Ewigkeiten festhalten. Und einen matten Abglanz mei-
nes Glückes und meines Stolzes.“

„Fast zu viel davon rauscht und bebt schon darin“, er-
widerte die Liebende. „Wie groß und siegestrunken du
dastehst, wie du dich nun erhoben dünkst über alle andere
Kreatur, das macht mich bangen. Ob es nicht den Neid, den
Trotz der dunklen Gewalten herauslockt?“

Doch er lachte ein starkes Herrenlachen, das ihm Zeit
seines Lebens sonst fremd geblieben.

„Meinst du die Dämonen?“ fragte er. „Wie habe ich
vor ihnen gezittert, wie ein gemarterter Hund winselte ich
vor ihrer Nähe. Doch ich bin frei, alle Gespenster entwichen,
kein Schatten steht verdunkelnd über unserer Seligkeit.“

Eine Nacht schwamm heran, die war heiß und duftschwer, als stünden noch Rosen und Sommergluten im Mittag des Jahres. Plötzlich, nach den heißesten Rüssen, seufzte Gustchen schmerzlich auf.

„Die arme Dorette! Du hast sie wohl ganz vergessen?“

Bürger erschrak nicht. Sein Glück zitterte nicht vor diesem Namen.

„Ich denke ihrer so oft“, sagte er. „Und daß ich ihrer denken kann, ohne zusammenzubrechen vor Schuldgedanken, das zeigt mir, daß ich entzöhnt bin. Das hat sie auch wenige Tage vor ihrem Tode ausdrücklich bekannt. Sie nahm Schuld von meiner Schuld auf ihre Seele.“

Die Geliebte schwieg. Ein Gedanke zog über ihre Stirn, den Bürger trotz der Dunkelheit merkte, aber nicht zu lesen vermochte.

„Vielleicht war's nur eine List von ihr“, erwiderte sie auf seine Frage. „Dorette war die Opfergüte in reinster Gestalt. Ob sie nicht Schuld auf sich lud, um dir die Zukunft zu bauen?“

Einen Augenblick verdüsterte sich die Welt ihres Glückes vor seinen Augen. Doch dann fand er zurück zu seiner Frohstimmung.

„Wie immer es sein mag“, betonte er fest, „sie wollte keine Vergeltung. Darum sind wir erlöst. Denk' nur an die furchtbare Nacht nach ihrem Begräbnis. Da glaubten wir nicht an Glück und Zukunft, weil wir für immer ihren Schatten fürchteten. Doch als wir sahen, daß er nie kam, daß unsere Einsamkeiten so verschont blieben wie unsre Gemeinschaft, als auch die äußere Umwelt auf einmal so freundlich sich aufzuhellen begann und schwere Sorgen wie Morgenwolken sich lösten, da fühlten wir die Gnade ihrer reichen Liebe. Es war uns alles vergeben. Und dieses Glück wird bleiben.“

„Ich muß dir etwas beichten“, flüsterte Gustchen und barg sich ganz in seine Arme. „Ich habe doch einmal ihren Schatten gefühlt. Und seit der Stunde fürchte ich die Vergeltung.“

Bürger wollte die Besorgte beruhigen. Doch klang jetzt eigene Unsicherheit durch, als er fragte: „Wann war ihr Schatten nahe?“

„In der Osternacht“, sagte sie leise, „als du bei Mackenthuns zu Besuch weiltest und heimlich in meinen Armen schliefst.“

„Es war doch das einzige Mal zwischen Dorettes Tod und unsrer Vermählung“, entschuldigte Bürger.

„Und dies eine Mal war doch sündhafter als alle früheren Seligkeiten“, klagte Gustchen. „Denn du kamst als Witwer, der auf die Opfergüte der Toten pochte. Ob nicht auch diese Nacht ihr hartes Urteil findet?“

Eine Wolke schattete jetzt über ihrem Bette. So nah, daß sie die Arme nicht hoben, um sie nicht zu berühren.

„Du bist das lachende Leben“, suchte Bürger alle Angstlichkeit zu zerstreuen, „dir wird auch die zweite Mutterchaft ein wonniges Spiel sein!“

„Ich fürchte sie nicht. Nur manchmal, wenn du so herausfordernd glücklich tust, seh' ich den Schatten jener Nacht und fürchte Vergeltung. Vielleicht wollen diesmal die Dämonen den Blitz aus heiterem Himmel schicken.“

„Molly!“ schrie Bürger entsetzt auf. „Du wirfst sie noch rufen durch deine törichten Reden. Und ich glaubte sie schon so fern!“

Da schüttelte sie ihr offenes blondes Haar, warf den Kopf zurück und griff nach seinem Halse.

„Rüß mich! Rüß mich zu Tode! Solang wir uns lieben und selig sind, haben doch alle Mächte der Finsternis zu verstummen!“

Und die rote Blut schlug wieder über ihnen zusammen.

Der Herbst rauschte ins Land, und die Vorlesungen an der Georgia Augusta nahmen ihren Anfang.

Mit Feuereifer und jugendlicher Elastizität ging der Privatdozent ans Werk. Während er im ersten Jahre nur tastende Versuche wagte und immer durch Krankheit, Leid und Einsamkeit behindert wurde, gab ihm die Liebe seiner Molly und der Friede des neuen Heims die Schwingen, die zur Höhe führen sollten. Trotz der bisher unangezweiften Vorherrschaft der Jurisprudenz an der Göttinger Hochschule wollte Bürger einen kräftigen Vorstoß für seine deutsche Sprach- und Stilkunde unternehmen.

Professor Lichtenberg, sein Gönner und Förderer, riet entschieden zur Vorsicht.

„Warten Sie einige Jahrlein“, warnte er eindringlich, „bis Sie den Engherzigen als dilettantischer Eindringling nicht mehr so widerlich sind, bis Sie vielleicht Ihren Doktor und Professor schon haben. Jetzt können Sie Ihre Position untergraben, ohne Erfolg zu erzielen.“

Doch Bürger lachte ihn aus. Sein Stürmerblut, dumpf und träg gemacht durch all die Iron und den Jammer der Jahre, kam wieder in Wallung.

„Warten heißt feig sein“, erwiderte er. „Ich habe keine Angst, kann mir durch offenes Wort meine privaten Collegia nicht gefährden. Ist's nicht eine Schmach, welch ein Deutsch diese Kanzleien und ihre juridischen Päpste schreiben? Auch die Professoren! Da las ich einen Anschlag von Pütter—“

„Um Gottes willen!“ erschrak Lichtenberg, „Sie werden doch nicht gegen diesen Allmächtigen die Klinge heben! Die fällt sofort zurück in Ihre Brust. Nochmals: meiden Sie dies Jahr jede aggressive Tendenz!“

Doch Bürger blieb hartnäckig.

„Ich verschicke jedenfalls Einladungen zu meinen Vorlesungen. Habe sie bereits in Druck gegeben. Daß darin meine Ansichten nicht verhüllt und feig umdeutet werden, ist selbstverständlich. Ich bin ein derber Gesell, aber ein Mann der Wahrheit.“

Und die Einladungen wurden ausgeschildet und erweckten einen Sturm, wie ihn die Göttinger Alma Mater nicht erlebt hatte. Selbst Bürgers Freunde Lichtenberg, Heyne und Rästner hatten schweren Stand und mußten in der Verteidigung des widerborstigen Schoßkindes manches preisgeben.

„Da haben wir ein feines Ruckkucksei ins Nest bekommen!“ wüteten die Herren in der Aula und abends im Schwarzen Bären. „Noch aus den Eischalen nicht heraus, belfert und mistet dieser Ignorant unsre Disziplinen und ehrsamten Traditionen in unerhörten Malediktionen an.“

„Haben Sie gelesen? Unsere edle Jurisprudenz soll schuld sein, daß manche Pümmel im Lande nicht gut Deutsch skribeln können. Was heißt denn gut Deutsch? Dichtertiraden und Lamentationen in Versen doch nicht. Kanzleien und Wissenschaften haben immer ein Recht auf ihren eigenen Stil.“

„Aber das Tollste: ‚Damit dies die Studenten nicht verdrieße‘, schreibt dieser Schamvergeßene, ‚so setze ich getrost hinzu, daß mehr als ein Dutzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es ebensowenig kann.‘ Was sagen Sie dazu?“

Professor Pütter schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wir werden ihn ignorieren, nicht grüßen und nicht sprechen. Und sollte ihm einmal die Anwandlung kommen, seinen Doctor zu machen oder honoris causa zu erstreben, dann, meine Herren —“

Er lachte ein schadenfrohes Höllenlachen, in das die Mehrzahl der Korona hämisch einfiel. Bürgers Freunde

Schwiegen. Sie mußten, daß jedes Wort heute von Schaden wäre. Auch waren sie verstimmt, daß der Starrkopf ihre Warnung so in den Wind wehte.

Doch Bürger litt zunächst gar nicht unter diesen offenen und versteckten Feindseligkeiten. Seine Kraft wuchs und wärmte ihn wie junger Wein, weil er sich im Rechte mußte und wieder als Volkslehrer und Erwecker in aller Mund kam. Und weil die Jugend zu ihm hielt und seine Säle die vollsten waren in der ganzen Fakultät.

„Du lachst ja aus beiden Augen“, sagte Gустchen oft, wenn er nach dem Kolleg nachhause kam. „So stark und frisch klang dein Schritt, als du das zweite Mal in Niederdeck Gast warst und die Lenore eben vollendet hattest. Du bist ganz jung geworden.“

„Bin ich auch!“ leuchtete Bürger. „Diese jungen Leute, insonderheit der famose Venz, haben heute voll Begeisterung gejubelt, daß es mir in die Augen stieg. Molly, ist das Leben doch schön!“

Sie streichelte seine Hand, und als er saß, nahm sie sein Haupt in den Schoß. Und er fühlte sich geborgen und glücklich.

„Du Armer, Lieber du“, sagte sie dann mit feuchten Augen. „Was hätte aus dir werden können, bei gnädigem Geschick. Es ist nicht auszudenken.“

„Da hast du wohl recht!“ entgegnete er traurig. „Ich habe diesen Gedanken letzte Nacht in eine neue Strophe gebracht. Vielleicht füg' ich sie einst deinem Preisgesang bei. Ich kann sie wohl noch auswendig.“

Und sinnend, mit weicher Schwermut im Klang seiner Stimme, sprach er aus dem Gedächtnis die Verse:

„Ach, ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Denkend meinen Kämpferwagen,

Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft.
Doch des Herzens Los, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört.
Meiner Palme Reime starben,
Eines mildern Lenzes wert!“

„So bin ich doch das Unglück deines Lebens geworden!“ klagte Gустchen verdüstert.

Doch er verschloß ihr den Mund.

„Daß meine Molly nie mehr so gottlose Worte spricht! Du höchstes Glück meines Lebens, du — du —“ Und er stammelte wie ein Trunkener neue heiße Liebkosungen.

„Und nun kommt der Frühling doch noch ins Blühen, Molly! Auch meine Lieder werden wieder die bunten Schmetterlingsflügel heben. Vorläufig freilich gehör ich der deutschen Wissenschaft und fühle mich wohl und gesund dabei. Herrgott, alles Leid will ich vergessen und dich lobpreisen bis an mein Ende, wenn jetzt mein Glück von Dauer bleibt! Und das muß es! Das muß es bleiben!“

Da schrak Gустchen leicht zusammen und schloß die Augen.

„Was hast du?“ fragte er ängstlich.

„Es ist vorbei“, atmete sie auf. „Doch bitte, sprich nie mehr von unserem Glücke. Wir wollen es festhalten mit beiden Händen, aber seinen Namen nicht nennen, wie der Jude den Namen seines Gottes nicht ausspricht.“

Sie küßten sich. Doch das Lachen der hellen, kindlich frohen Dichteraugen war für heute erloschen.

Als der Winter das Göttinger Land in weichen Schnee vergrub und auch in den Straßen der Stadt der Verkehr beschwerlich wurde, entfaltete das neue Heim seine trau-

Sadina. Dämonen der Tiefe.

lichsten Zauber und Reize. Noch nie hatte Bürger die weihvolle Wärme der Weihnachtsnähe so glücklich genossen. Der deutsche Advent spann seine Schneewunder und Eisblumenmärchen, das deutsche Haus wetteiferte im Wunderbaren mit der stillen Innigkeit träumender Abende an Kamin oder Lesetisch. Molly, die trotz ihres hochgesegneten Zustandes Küche und Wirtschaft allein besorgte, saß dann im Schein der roten Hauslampe und nähte an neuen Fenster- und Bettgardinen oder besserte an den alten Überzügen über Kanapee und Stühlen, während in der Kammer die junge Magd, die zur größten Hilfsarbeit gedungen war, spann und manchmal ein altes leises Weihnachtslied sang.

Dann hielten die Glücklichen inne und lauschten, oder summten eine Weile die schlichte Einfalt der friedhaften Weise mit. Und dann hob er wieder das Buch und las vor, und Gustchen sah von ihrer Näharbeit oft und oft auf und schien die glücklichste Frau der Welt.

„Daß du so anders werden konntest!“ bewunderte sie den Gatten. „Wo sind deine Stürmerritte, dein heißes Brauseblut? Wie sehnte sich Dorette nach dieser Einkehr. Immer blieb's ihr versagt.“

Ein Schmerzlicher Ton schwang in die freudige Harmonie dieser Stimmung. Doch Bürger antwortete:

„Ich habe sie nicht so lieben können — wohl auch nicht so lange um sie gelitten. Wenn sie uns sieht, glaubst du, daß es ihr Freude macht?“

Gustchen dachte nach. Auf ihrem Gesicht wetterleuchteten ihre widerstrebenden Gedanken.

„Ich weiß es nicht, Gottfried“, sagte sie endlich. „Sie wollte ja nur dein Glück und gab alles dafür. Aber als Todverfallene, Müde, Kraftlose. Ob sie als körperloser Schatten so gütig blieb? Ich hab einst gelesen, daß auch die Seelen der Liebsten, wenn sie vom Irdischen frei sind, ganz

anders denken und fühlen. Auch in deiner Lenore kommt ja der tote Bräutigam als Rächer und Vergelter.“

Dem Dichter wurde es unheimlich. Unwillkürlich pußte er das Licht heller.

„Da hast du wohl recht“, gestand er etwas kleinlaut. „Von der Seite besah ich's nie. Dann lauert vielleicht doch Gefahr und Untergang.“

Gustchen küßte ihm die plötzliche Bangigkeit von den Augen.

„So furchtbar ernst darfst du's nicht nehmen“, heiterte sie auf. „Es war nur ein Gedankenspiel. Darum will ich ja nicht, daß wir von unserm Glück viel Worte machen, damit nicht wieder der Schatten auftaucht. Doch sag ich mir immer, alles gedeiht so prächtig, seit wir zusammen sind. Da kann kein böser Dämon die Fäden ziehen.“

„Du sprachst aber einmal vom Blitz aus heiterem Himmel“, wandte er ein, noch nicht ganz bekehrt zu der hoffnungsfreudigen Ansicht, die er selbst gelehrt hatte.

Doch sie schnitt weitere Erörterung ab, scheinbar unwillig über sich, daß sie dem Gespräch diese Wendung gegeben.

„Alles geht vorwärts“, sprudelte sie mit froher Munterkeit. „Die Professoren sehen, wie dein Anhang wächst und feurig wird, und wagen keine Entgegnung, deine kleinen Einnahmen heben sich von Monat zu Monat, dein neuer Kredit läßt die Gläubiger geduldiger warten, auch Dieterich liefert nunmehr um einige Groschen mehr von Gedichten und Almanachen. Und wie billig wir auskommen! Sechs ganze Louisd'or habe ich seit Oktober deinen Rollegengeldern zulegen müssen, nicht einen Groschen mehr, und damit hoffe ich noch bis Weihnachten zu reichen. Nun, Herr Privatdozent, sind wir auf guter Bahn?“

Sie lachte und küßte ihn. Und da die Magd daneben wieder ein altes Adventslied anstimmte, das beiden von

Kindheit an lieb und vertraut war, horchten sie auf. Es war die schöne Andachtsweise: „Macht hoch die Tür, das Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit.“ Und mit lauter Stimme fielen sie in die zweite Strophe ein:

„Er ist gerecht, ein Helfer wert,
Sanftmütigkeit ist sein Gefährt.
Sein Königreich ist Heiligkeit,
Sein Szepter ist Barmherzigkeit.
All unsre Not zuend er bringt,
Verhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott,
Mein Heiland, groß von Tat!“

„Er ist gerecht, heißt es“, sann dann Bürger. „Dann müßte er doch Vergeltung üben!“

„Aber du hörst doch: sein Szepter ist Barmherzigkeit, und unsre Not bringt er zuendel“ verbesserte Gutschen.

„Wort gegen Wort, Sinn wider Sinn. Und wer weiß, ob alte Kinderlieder nicht lügen.“

„Jetzt frevelst du“, schalt sie, „und quälst mit Gedanken, die dann in stillen Stunden weiterbohren. Das ist Unrecht an mir, an dir und unserem — fast hätte ich das Wort genannt. Komm, es soll ungesprochen in uns mächtig sein!“

Und eng verschlungen, als suche jeder von ihnen beim andern Hilfe und Kraft, sangen sie das Lied zuende:

„Macht hoch die Tür, das Tor macht weit,
Euer Herz zum Tempel zubereit!
So kommt der König auch zu euch,
Ja Heil und Segen mit zugleich . . .“

Dann sahen sie zu, wie das Feuer erlosch, teilten noch einen großen rotbackigen Apfel redlich unter einander, verscheuchten alles Trübe und Pauernde und freuten sich noch entschlummernd auf den morgigen Tag.

So rückte das Hohe Fest der Liebe heran, in lauter traulicher Innigkeit und kindlich froher Träumerei. Die sinnliche Slut, die ihrem Bund einst das heiße Gepräge gab, war zu mildem, verklärtem Leuchten geworden, das Geistige und Kameradschaftliche gab Ruhe, Reinheit, treue Verschwisterung der Seelen. Es war eine Freude zu leben.

Doch in der Nacht vor dem heiligen Abend fuhr Gutschen aus dem Traum jäh empor.

„Mach nicht auf, ich bitte dich!“ flehte sie den Geliebten an.

„Natürlich nicht, Mollykind“, beruhigte sie Bürger. „Es hat ja niemand geklopft. Du stehst noch mit einem Fusse im Traumland.“

Unsicher sah sie sich im dunklen Zimmer um. Ihre Brust ging in erregten Stößen.

„Wirklich nur geträumt?“ fragte sie zögernd. „Ich hörte so deutlich die Rutenschläge ans Fenster. Dreimal. Auch den Ruf dieser Stimme — es war eine furchtbare, schreiende Frauenstimme. Ich fürchte mich sol“

„Das macht dein Zustand, Liebste“, tröstete der Gatte. „Das junge Leben regt sich und sehnt sich nach Befreiung. Das gibt ruhlose Träume.“

In seinen Armen lag sie lange mit offenen Augen, bis sie gegen Morgen nochmals entschlummerte.

Am Vormittag bat ein Herr in sehr erregtem Ton, den Herrn Privatdozenten sprechen zu dürfen.

„Heute? Am heiligen Abend?“ fragte Bürger unwillig. „Wir haben noch vorzubereiten und wollen jetzt ungestört sein.“

Doch der Fremde ließ sich nicht abweisen. So empfing ihn Bürger in seinem Studierzimmer.

Eine gänzlich verwahrloste, wildbärtige Mannesgestalt mit rastlos flackernden Augen stand an der Tür. Ein zer-rissener Hut hing schlapp in der ungepflegten Hand. Und

doch zeigten die zertragenen Kleider, daß sie einst bessere Tage sahen.

Bürger trat einen Schritt näher und traute nicht seinen Augen. Wie ein Phantom starrte er den Verlumpten an.

Der senkte beschämt Augen und Stirn.

„Ja, ich bins, Herr Professor“, sagte er demütig. „So weit ist es mit mir gekommen. Fluchen Sie nicht einem Unglücklichen. Hofrat Vistn steht vor Ihnen.“

Zuerst brach alter Groll los.

„Und Sie wagen es, Mensch, mir vor die Augen zu treten?“ brüllte ihn Bürger an. „Mein ganzes anvertrautes Geld haben Sie mir vertan und veruntreut, im Geheimen konspirierten Sie stets mit meinen größten Widersachern, auf Ihren Schultern liegt ein Großteil all des Unheils meiner ganzen Jahre.“

Der Demütige verharrte in seiner gebeugten Stellung.

„Sie können mich davonjagen, ich weiß es. Ich verdiene nichts andres. Doch meine Frau, meine arme, unglückliche Frau! Man hat sie aus der Heilanstalt ausgewiesen, da ich keine Beiträge mehr zahlen konnte. Auch ist sie längst in harmlosen Wahnsinn gelandet. Um meiner Frau willen, Herr Professor!“

Das bin ich noch nicht, wollte Bürger erwidern. Aber er unterließ es. Warum sollte dieser Jammermensch, der einst hoch über ihm stand, nicht Professor zu ihm sagen. Und die Erinnerung an Agathe besänftigte sein erzürntes Herz.

„Was wollen Sie denn? Ich kann Ihnen doch nicht helfen!“ sagte er milder.

„O doch!“ begann der Unglückliche in flehentlicher Inbrunst. „Ich habe meine Frau in einer Wirtskammer vor den Toren der Stadt untergebracht. Aus Barmherzigkeit nahmen gute Leute sie auf. Ich eilte her, weil ich Sie hier wußte. Und weil ich Ihr edles, großmütiges Herz kenne,

Herr Professor. Es sollen so viel wohlhabende Leute in den Mauern Göttingens sein. Ihr Name gilt viel, kein Mensch wird Ihrem Ruf sein Ohr verschließen. Geben Sie mir eine Empfehlung, weisen Sie auf mein entsetzliches Mißgeschick hin, ich will Ihnen alles erzählen, es kam ganz schuldlos über mich. Und dann hoffe ich nur so viel an guten Gaben zu sammeln, daß ich mit meiner armen Frau zurück nach Hannover kann. Dort kennt man mich, dort werde ich mich wieder emporraffen. Erbarmen Sie sich meiner!“

Bürger sah den Verwahrlosten, der vor dem Bettelstab nicht zurückschreckte, lange mitleidig an. Die Wandelbarkeit des Schicksals ergriff ihn, die glückliche Lösung der eigenen schweren Irr- und Wirrgänge machte sein Herz warm und weich.

„Es ist morgen Weihnacht“, sagte er dann freundlich, „und ich habe Ursache, meinem Geschick dankbar zu sein. Sie sollen nicht vergebens an meine Tür geklopft haben. Kommen Sie, ich führe Sie selbst zu einigen vermögenden Freunden. Auf dem Wege erzählen Sie mir Ihre Geschichte.“

Vistn haschte nach Bürgers Hand, um sie zu küssen. Doch der entzog sie rasch.

„Machen Sie keinen Unsinn. Ich selbst hab Ihnen ja noch nichts gegeben. Muß erst mit meiner Frau reden — vielleicht können wir aus dem kargen Festschatz, den wir sammelten, doch etwas für Sie abkraßen.“

Der Hofrat begann überschwengliche Dank- und Lobtiraden. Sie wirkten abgeschmackt und widerlich.

„Sehen wir!“ mahnte Bürger.

„Noch eins, Herr Professor!“ bat Vistn. „Meine arme Frau hat seit gestern keinen Bissen in den Mund bekommen, weil meine Tasche vollkommen leer ist. Auch quält sie sich

dort in Einsamkeit und Sorgen, unter lauter fremden Menschen.“

„Ist sie wirklich ganz harmlos? Nichts mehr von aufregenden Szenen möglich?“ fragte Bürger zögernd.

Der Hofrat beteuerte es eidlich. „Auch sind ja die Wirtsleute dort,“ fügte er hinzu.

„So wird vielleicht meine Frau hingehen und ihr Wein und Kuchen bringen, wohl auch ein Stück Fleisch für den Feiertag. Ich will gleich mit ihr sprechen.“

Gustchen fühlte sich matt und war von dem Vorhaben nicht allzu erbauet.

„Ist's dir lieb, wenn ich sie aufsuche?“ fragte sie dann.

„Ja, Molly. Ich habe die Empfindung, das Ganze ist Teil eines großen Planes. Vielleicht eines Weihnachtssegens. Nichts löst so von Schuld und Vorwurf wie etwas Liebe.“

„Dann tu ich's gern. Ich kenne den Weg und bin bald wieder zurück.“

Und während Bürger an der Seite des Hofrats, der sein Los in den ärgsten Jammertönen beschrieb, in die Stadt ging und an die reichverzierten Tore einiger wohlhabender Bürger klopfte, die dem Dozenten durch ihre Söhne nahestanden, schritt Frau Gustchen mit einem Korb erquickender Weihnachtsgaben langsam nach dem einsam gelegenen, etwas verrufenen Wirtshaus hinaus. Sie mußte mehrmals ausruhen, so schwer wurde ihr heute der Gang.

Dumpfe, feuchtkalte Luft schlug aus dem Flur der niedrigen Hütte entgegen. Ein unbegreiflicher Widerwille regte sich in ihrer Brust. Sie wollte noch umkehren und ungesehen nach Hause eilen, so unheimlich fröstelte es hier.

Doch da öffnete sich eine Tür und die Wirtin begrüßte den Gast. Es war, als hätte sie längst darauf gewartet, Frau Bürger hier anzutreffen. Sie führte die heimlich Widerstrebende, die jetzt nicht mehr umkehren konnte, ohne

lächerlich zu scheinen, zur letzten Kammer des Ganges und ließ sie allein eintreten.

Auf schmutzigem Bette lag da, zugedeckt bis zur Nase, eine schlafende Frauengestalt. Wie Gustchen nähertrat, merkte sie dicken, fast schleimigen Schweiß auf der Stirn der Verhüllten. Stoßweise rang der Atem unter der massigen Federdecke hervor. Sie wußte sofort, daß hier eine Schwerkranke fieberte. Todesangst ergriff die Ahnungslose. Sie packte in Heimlichkeit all die kleinen Liebesgaben aus und häufte sie auf den Tisch, um das Zimmer lautlos wieder zu verlassen.

Doch so leise sie auch hantierte, als sie die Klinke in der Hand hielt, war die Kranke plötzlich erwacht und sprang mit einem Satz an die Tür. Sie war nur mit einem zerstückten, unreinen Hemde bekleidet.

„Nicht weggehen! Nicht weggehen!“ jammerte sie und warf sich Gustchen zu Füßen. „Agathe so allein — und die andere kommt auch nicht!“

„Welche andere?“ fragte Gustchen, von Mitleid erfaßt und doch bemüht, sich von den Umklammerungen ihrer Arme freizumachen.

Die Kranke schlug ein irres, häßliches Lachen an.

„Mein Mann ging meinen Liebsten suchen“, erwiderte sie halb singend. „Meinen Liebsten von einst, und seine heutige Buhlerin. Er mußte mir schwören, sie zur Stelle zu schaffen!“

Grauensvolle Ahnung stieg in der Entsetzten auf.

„Was wollten Sie von der Frau?“ fragte sie erstarrt.

„Er lag in meinen Armen Nacht für Nacht“, brütete die Irre vor sich hin, ohne die Frage zu beachten. „Dann hat er mich verraten und verlassen. Alles weiß Istin, und er weiß noch mehr. Er weiß, das süßeste Ding auf Erden ist Rache und Vergeltung! Darum, darum muß jetzt seine Frau zu mir!“

Brennender Glanz glutete aus den weitgeöffneten Augensternen. Gleichzeitig schlug ein fröstelnder Fieber-schauer durch die nackten Glieder der Wahnsinnigen.

Gustchen rang um die Thür, vor deren Ausgang sich die Fiebernde zusammengeballt auf den Boden drückte.

„Lassen Sie mich!“ rief sie in heiserer Angst. „Dort steht, was ich Ihnen brachte. Es soll Ihnen gut munden. Jetzt muß ich gehn!“

Da schrie es auf — so furchtbar und kreischend, daß sie die Stimme wiedererkannte. Es war der Schrei des schweren nächtlichen Traumes.

„Sie sind selbst Frau Bürgerin — o, daß ichs nicht ahnte! Lassen Sie Ihre Lippen küssen! Geben Sie die Küsse ihm wieder, er wird sie erkennen. Lassen Sie Ihre Lippen küssen, schöne, gesegnete Frau!“

Sie krallte sich in ihre Beine und wollte die Halbbohn-mächtige zu sich zur Erde zwingen. Wimmernd, wehrlos verhauchte der Angststurz Gustchens. Sie konnte nicht rufen, ihre Kehle war von dem Schrecken krampfhaft geschlossen.

Schon sank sie zu Boden und die Irre wollte sich auf sie stürzen, da ging mit mächtigem Rucke die Thür auf. Bürger sprang herein.

Mit derbem Faustschlag befreite er die Stöhnende. Im Wagen führte er sie heim, in Todesangst um ihr Leben zitternd. Er hatte in der Stadt keine Ruhe gefunden, auch manchen unheimlich lauernden, ja schadensfrohen Zug im Gesicht seines Begleiters zu erkennen geglaubt, wenn von Weib und Glück die Rede war. So hatte er ihn nach einigen schönen Erfolgen reich beschenkt verabschiedet und war mit rasch gedungenem Wagen dem einsamen Wirtshaus zugeeilt.

Dieses Tier, dieses reißende Untier! bebte er vor Empörung und Zorn. Herr mein Gott, wenn ich nicht nochmals irrewerden soll an deiner Güte, erhalt mir mein Liebstes.

Daß sie nicht schuldlos untergehen an einem Werk barmherziger Liebe! Das kannst du doch nicht wollen! Das kannst du nicht!

Fiebernd kam Gustchen zuhause an. Der Arzt machte bedenkliche Augen, ohne noch klar zu erkennen.

Der ersehnte heilige Abend schattete nieder auf die friedliche Stadt. Aus den Gassen klangen Weihnachtslieder herumziehender Kinder, die Glocken rauschten so feierlich und traut, wie nur dies einmal im Jahre. Doch in Bürgers glücklichem Heim lagen die kleinen, liebevoll vorbereiteten Päckchen uneröffnet und unbeachtet, wie sie am Morgen unter neugierigem Schmunzeln und Raten bestaunt und wieder hingelegt worden waren. Düstere Sorge lastete auf diesem Abend der Liebe.

In der Nacht fiel Gustchen plötzlich in Wehen. Es kündigte sich Frühgeburt an, als Folge der Aufregung und des Schreckens.

Bald nach Mitternacht war die schwere Stunde überstanden. Ein wirkliches Christnachtskind, gesund und stramm, hob seine wasserblauen Augen zum erstenmal zum Lichte.

Gustchen war nach der Geburt ganz munter, ließ sich das Kind reichen und lächelte es mit unendlicher Mutterfreude an. Dann aber stieg wieder das Fieber, ihr Geist verhüllte sich, sie sprach nur einzelne zusammenhanglose Worte.

„Der Blitz aus heiterem Himmel!“ klagte sie mehrmals.

Dann sank sie entkräftet in Schlaf.

Am nächsten Tage stand Dr. Althof, der alte Vertraute des Hauses, mit besorgter Miene und kaute an der Unterlippe.

„Es ist ein häßliches, ansteckendes Fieber“, sagte er. „Sie hat es sich in jener Spelunke geholt. Mensch, wie konnten Sie diesem Scheusal ins Garn gehen. Deshalb hat man ja

wohl seine Frau aus der Anstalt entlassen, um die andern Kranken nicht zu gefährden.“

Gänderingend, lange keines Wortes mächtig, hockte Bürger am Bette der geliebten Frau. Dann quälte er die Worte hervor:

„Sie wird doch gesund? Nicht wahr, sie muß doch gesund werden?“

Der alte Getreue stand erschüttert.

„Wir sind alle nur Menschen“, sagte er mit ganz mildem Ton. „Und der Tod über allen.“

Da brach der Dichter in dumpfem Schluchzen zusammen.

„Mannhaft sein!“ mahnte der Arzt. „Wir werden jedenfalls alles Mögliche tun, um zu retten, was Menschenmacht retten kann.“

Eine Woche lang wehrte die starke Natur ihrer gesunden Jugend, wehrte sich ihre Gatten- und Mutterliebe gewaltsam gegen die Auflösung. Als das neue Jahr ins Land klang, senkte die Besiegte in Demut ihre Waffen. Sie winkte den Geliebten herbei und wollte noch einmal mit ihm sprechen. Doch ihr Mund hatte keine Gewalt mehr über Worte der Menschen.

Einen Augenblick lang verzerrte schreckliches Erkennen ihr Gesicht. Die Lippen bewegten sich mehrmals vergebens. Dann, als Bürgers Hand fest in der ihren lag, wich jede Qual von ihrem Ausdruck. Glückliche Geborgenheit schlummerte sie ein. Glückliches Lächeln umschwebte noch ihren Mund, als der Arzt sagte, daß alles vorbei sei.

Lange sah Bürger mit erstarrten Augen auf dieses Lächeln. Und auf die unendliche Lieblichkeit dieses schlummernden Körpers. Er freute sich seiner stillen, unzerstörbaren Schönheit.

Da bekamen die Worte des Arztes plötzlich erst ihren Sinn. Sie waren so fremd und unverstanden geblieben wie die Laute einer ungekannten, rätselhaften Sprache.

Doch jetzt wußte er mit einem Male, was sie bedeuten wollten.

Wie ein Tier schrie er auf, daß die Scheiben zitterten.

„Ihr habt gesiegt! Ihr habt gesiegt!“ krampfte noch seine Stimme hervor.

Dann fiel er bewußtlos zusammen.

VII.

Vier Jahre waren ins Land gezogen, über Lust und Weh der Menschen hinweg. Ein junger, dämmernder Frühlingstraum wiegte die Erde, frühe Osterlilien standen in den Göttinger Gärten. Von den nahen Wäldern wehte der scharfe Harz- und Ozongeruch erwachenden Lebens.

Aus diesen Wäldern tastete sich ein sechzehnjähriges Kind nach den Straßen der Stadt. Wer sie sah, blieb stehn und folgte ihr lange mit seinen Blicken. Wie eine Träumende oder Blinde schritt das Waldkind durch die fremde Welt, und doch glühte aus den kiefernbraunen Augen ein Licht und eine Klarheit, die den Kindern der Stadt dunkle Sehnsucht nach Natur und Reinheit ins erregte Blut gossen.

Und sie pochte an eine Tür und stand vor einem einsamen Manne. Leidgrau und schlaff hing die Haut seiner Wangen, wirr das Haar, tatlos und welk die Hand. Kaum sah er den seltsamen Gast.

Da bückte sich das Mädchen und küßte eine dieser verwelkten wachsbleichen Hände.

„Mein Dichter!“ leuchtete und jauchzte sie auf.

Erstaunt sah er aus seinen Träumen empor. Die Freude des Erkennens rötete etwas das fahle, zerfurchte Gesicht.

„Waldkind, bist du's? Wie kommst du zur Stadt? Hast mich nicht vergessen, braunes Balladenmädglein?“

Da lachte sie hell und umschlang seine Knie mit warmen, rosigen Armen. Ihre Brust atmete voll und erblüht, doch die Augen wußten nur von der Seele des Kindes.

„Ich habe nicht Ruhe gefunden“, beichtete sie rasch, „bis ich nicht Ihren Namen wußte. Und dann horchte ich auf, wenn neue Gäste kamen und Kunde vom Dichter Bür-

ger brachten. Das war mein Glück und Traum in all meiner Waldinsel. Doch nun kam düstere Mär' und wurde immer noch trauriger und verstörter. Und da zog ich aus, um Sie wieder fröhlich zu machen.“

Bürger zog sie empor und drückte die kleinen Hände. Große Tränen füllten die Augen, doch die Tränen schwammen in Licht.

„Wie soll ich dich nennen, kleine Heilige?“ fragte er ergriffen.

„Waldtraut bin ich genannt, solange ich's weiß. Wird' wohl von Vater und Mutter auch so getauft sein. Niemals sah ich die Eltern.“

Er legte die magere Hand auf ihr funkelndes Braunhaar.

„Waldtraut, du hast ein gutes, erlösendes Herz. Das ahnt' ich schon damals. Vielleicht kannst du wirklich Linderung bringen. Kann ihn kaum weiter tragen, den furchtbaren Schmerz.“

Und er erzählte, der kindlichen Reinheit dieser horchenden Seele gemäß, die Geschichte seines Glückes und Leides. Und wie einsam und wertlos seit Mollys Tode nun Welt und Leben für ihn verblühe.

Dann zeigte er ein wohlgebundenes, zierliches Büchlein, dazu Dokumente in Pergament und Siegelschmuck.

„Trotzdem hab ich weiter geschaffen, freilich nichts Ganzes und Großes mehr. Hab meine Lieder nochmals herausgebracht, vermehrt und verbessert, hab übersetzt und Collegia geschrieben und trotz aller Feindschaft neidischer, zunftstolzer Gegner Doktor und Professor gemacht. Wenn sie das erlebte, meine Einzige, Ganzvermählte, deren Nähe nie weichen wird von meinen Schritten. Ich mußte so arbeiten, wenn auch in Qual und Ermattung, um ihnen nicht neue Beute zu sein.“

„Wem eine Beute?“ fragte das Mädchen.

„Den Dämonen. Sie haben mich gehezt von Knabenzeit an, sie luden Schuld auf Schuld über mich, um höhnisch Vergeltung und Sühne fordern zu dürfen, sie ließen mich ein halbes seliges Jahr nur frei, um mich ganz zu zerschmettern. Was weißt du, behütetes Kind, was dann in Einsamkeit und verzweifelnden Schauern, wenn Welt und Zukunft zerschlagen scheinen, im Trostlosen aufschreit und wild nach Vergessenheit giert. Da mußt' ich arbeiten, arbeiten, um der tückischen Nachtgesellen mich zu erwehren.“

„Darf ich dabei helfen?“ bat sie zärtlich, „und darf ich bleiben?“

Bürger erschrak fast über die Botschaft und freute sich doch zum ersten mal wieder seit Mollys Tode.

„Waldtraut, fürchtest du nicht den Mund der Leute? Und bist du frei?“ fragte er zögernd.

Da lachte sie ein Waldvogellachen, wenn es beim rötlichen Erschimmern der Wipfel in die junge Morgenluft jubelt.

„Frei bin ich, frei! Kein Mensch auf Erden kann mir befehlen oder versagen. Und ich fürchte nichts, keine Zungen und keine Gefahren. Ich habe Vertrauen, wenn ich verehere und liebe.“

Da küßte er sie auf die reine Kinderstirn.

„So bleib, Sonnenkind. Und hilf mir aus Nacht und Herzeleid!“

Und sie blieb. Und im Verein mit der Magd hütete sie das verödete Haus, und allein das verödete, wundwehe Menschenherz.

In den ersten Nächten hörte Bürger bisweilen die Stimme des Dämons.

„Bist schon ein saft- und lendenarmer Geselle geworden, mein Lieber. Hast ein dralles Jungblut unter gleichem Dach, und kein Verlangen zittert dich an. Wo bleibt deine Mannheit?“

Er scheuchte ihn fort. Und bald blieb er ganz aus, der Teufel der Nacht. Die vertrauende Reinheit des Kindes ließ auch im Sinnenwarmen, der so lange Frauenminne genossen, keinen Hauch lüfterner Gedanken erwachen.

Es war Frühling, und der Dichter fühlte zum ersten mal wieder, wie farbenbunt und duftdurchschmeichelt seine Wunde blühten. Andacht vor so viel Schönheit und quellklarer Güte füllte sein Herz. Er wurde fromm vor dem lachenden Waldkind. Und mußte nicht rastlos schaffen, um zu vergessen und die Versucherstimmen zu überhören. In Stille und Sammlung fand er den Weg zurück zu allem Glück des versunkenen Lebens, zum Frieden festgeschützter innerer Welten.

Waldtraut besaß, wenn ihr Dichter den Stimmen holder Vergangenheit lauschte und Einsamkeit um seine Träumerecke bannte, auch ihre Freunde und lieben Berater. Das waren die Bücher. Bürgers Gedichte kannte sie bald auswendig, nur die von der Qual und Schuld seines Lebens so herzwund klagten, überschlug sie voll heiliger Scheu. Auch Goethes Götz war ihr Liebling, und sein Werther preßte ihr viel heiße Tränen aus.

„Das muß ein ganz großer Dichter und ein großer Mensch sein“, bewunderte sie oft.

Bürger verzog die Stirn. Schmerzliche Erinnerung quälte ihn.

„Gewiß ein unendlicher Genius“, sagte er ehrlich, „und hat mir doch so weh tun können. Einst war ich sein süßer Herzensbruder und fühlte mich beglückt durch jede freundliche Zeile. Dann, als er Hofmann wurde und vielleicht mancher Klatsch ins Weimarnest drang und mich verleumdete, kühlte er merklich ab und ließ mich in furchtbarster Not ohne helfende Hand. Und doch vergaß ich auch das, denn sein Rat war gut und mein Göttinger Glück wolll' ich ihm danken. Doch als ich im vorigen Frühjahr vor sei-

nen großen kalten Augen stand, trotz allem voll anbetender Verehrung, fand er kein Wort für mein Los, mein Leid, das er kannte, mein Lied, das ich ihm gewidmet. Ich habe geweint voll Scham und Wut, als ich zurück auf die Gasse trat.“

Das Mädchen warf das Buch hin.

„Dann mag ich auch seine Dichtung nicht“, sagte sie empört. „Wie traurig muß damals die Heimfahrt geworden sein, nach solcher Enttäuschung!“

Des Dichters Auge heiterte sich wieder frei.

„Es war mir doch eine große Freude beschieden, eh ich Weimar verließ. Auch mit dem jungen Schiller traf ich zusammen. Ein heißes, edelkämpfendes Feuerauge senkte sich tief in meins, und unsre Hände hielten sich fest. Ich deutete meinen Schmerz um Goethe an, und er verstand mich. Scheint Ähnliches von ihm erduldet zu haben. Auch sagte er mir, er glaube, daß Goethes sämtliche Handlungen auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert seien. Es freute ihn sichtlich, wie ich seinen Carlos verehere. Den mußt du lesen, Waldkind, auch alles Frühere, das ich von meinem Liebling besitze. Mein ganzes Herz ist ihm zugeflogen.“

Und Waldtraut nahm den Carlos, und was von Schillers Dichtung in Bürgers kleinem Bücherschatz war. Aber es blieb ihr ein fernes unwirkliches Reich, und heimlich sehnte sie sich nach der einfachen Schönheit Goethes zurück.

Aus der äußeren Welt flatterten manchmal kleine Briefe in Bürgers Studierstube, die das Waldkind nicht freuten. Frauenhand war aus den Schriftzügen zu erkennen, und ein feiner Duft schöner, wohlgepflegter Frauenkörper schien aus den verschlossenen Hüllen aufzusteigen. Sie stammten von ledigen oder verwitweten Damen, bekannten und unbekannten, die dem Dichter und freien Witwersmann nicht unhold gesinnt waren. Manchen hatte wohl Bürger selbst aus der Nacht seiner Einsamkeit und unerträglichen

Sehnsucht unüberlegte Worte geschrieben, die verfrühte Hoffnungen weckten. Seit Waldtraut sein verödetes Haus belebte, haßte er die falschen Töne dieser Melodien und dachte nicht an neue Ehe und sinnliche Gelüste.

Einmal zeigte er einen neuen, zartduftenden Rosabrief. Es waren Verse, doch ohne Unterschrift. Erstaunt, belustigt, geschmeichelt und neugierig gemacht, las der Dichter diese unerwartet offene Werbung dem Mädchen vor, das mit großen Augen in ein fernes, unbetretenes Land zu blicken schien. Das Gedicht lautete:

„O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der Lieder singt, wie keiner kann,
Voll Geist und voll Gefühl,
Komm, leihe mir zum Lobgesang,
Entflossen aus des Herzens Drang,
Dein Saitenspiel!

In Stuttgarts Mitte leben wir,
Aus Stuttgarts Mitte schreib' ich dir,
Du lieber, trauter Mann.
Man sagt, du sollst ein Witwer sein —
Komm dir die Lust zum Freien ein,
So komm heran!

Ja, kommt dir mal das Freien ein,
Laß es ein Schwabenmäd'el sein
Und wähle dann nur mich!
Mit echter Schwaben=Redlichkeit
Und deutschem Sinn und Offenheit
Liebt ferner dich —

X. Y.“

„Was sagst du dazu, Waldkind?“ fragte der Dichter, da das Mädchen noch wie erstarrt ins Ferne sah.

„Sonderbar“, erwiderte sie etwas verwirrt, „wie verschieden die Menschen sein müssen. Daß das jemand schreiben kann!“

Bürger lachte. Ihn freute doch diese Huldigung einer Unbekannten.

„So arg darfst du's nicht nehmen. Das Leben sieht anders aus als in Jungmädchenträumen.“

Das Wort tat der Kleinen weh, ihr Gesicht zuckte zusammen, wie Bürger es noch niemals an ihr bemerkt hatte.

Im selben Augenblicke meldete die Magd einen Herrn. Doch der wartete keine weitere Einladung ab, sondern trat wie ein Fordernder Selbstherrlich in die Tür.

Bürger erblaßte. Er erkannte sofort den Gelliehausner Pastor.

„Sie haben wohl große Eile, Herr Pastor Zucht“, fuhr er den Schwarzkrock derb an. „Sonst pflegt man zu warten, ob man willkommen heißt.“

„Das bin ich Ihnen sicherlich nicht!“ erwiderte der Pastor mit einem vielsagenden Lächeln, doch im schwärmerisch weichen Ton der Jesusminne, den er nur im Ausbruch der Leidenschaft wie eine unbequeme Maske abwarf. „Ich komme mein Pfarrkind holen, das Sie in Ihr Kastenest verlockt haben.“

Waldtraut schrie auf und stürzte weinend aus dem Zimmer.

Bürger wollte sich auf den Eindringling werfen, bezwang sich aber und faßte ihn nur hart an der Brust.

„Mensch, ist Ihnen denn gar nichts heilig? Auch nicht die Reinheit eines Kindes?“

„Die will ich ja retten“, antwortete der Schwarze, noch immer lächelnd und in gemessenem Wohlklang. „In Ihrem Hause, Herr Professor, darf Waldtraut nicht eine Nacht mehr verbringen.“

Bürger besann sich. Vielleicht ging mit Ruhe noch alles einzulenken.

„Haben Sie Vollmacht?“ fragte er.

„Die Vollmacht meines Amtes, meines Herzens und Gewissens. Das ganze Land kennt Ihre Lebens- und Liebesaffären. Zwei Frauen oder mehr sind schon Ihre Opfer und klagen Sie vor Gott und himmlischer Gerechtigkeit an—“

Da flammte jähe Glut in Bürgers Schläfen. Er riß die Tür auf.

„Hinaus, Hundspfaffel!“ schrie er, „sonst vergreif ich mich an dir!“

„Das verirrt Schäfchen will ich haben!“ trotzte der andere. „Ich lasse es nicht einem Mädchenjäger und weltbekannten Püßling. Ihre Ziehmutter weint sich die Augen aus dem Kopf, seit sie weiß, wohin das arme Ding geraten ist.“

Da öffnete sich die Kammertür und Waldtraut stand wie ein Steinbild, weiß und leblos, zwischen dem Türrahmen.

„Ich gehe mit, Herr Pastor“, sagte sie tonlos. „Über Sie müssen mir glauben, daß Herr Bürger so lieb und gütig zu mir war wie noch kein Mensch auf Erden.“

Bürger verstummte und ließ jeden Widerstand fallen. Diese Antwort hatte er von Waldtraut nicht erwartet.

Sie küßte ihm weinend die Hand.

„Ich komme wieder!“ gelobte sie. „Jetzt muß es wohl sein, daß ich geh', schon um Ihretwillen. Doch ich komme wieder!“

Und wie eine verheißende, aufjubelnde Botschaft der Zukunft klang es durch alle Tränen noch einmal zurück: „Ich komme wieder!“

— Bürger wartete Tag um Tag, Woche um Woche. Doch immer vergebens. Die Worte des Geistlichen schmerzten wie Peitschenhiebe die wunde Seele. Sein Blick fraß

wie ein Geier nächtlich am Herzen. Und die Schatten der verstorbenen Frauen, Schuld und Leid und die quälenden Geister der Einsamkeit raunten in seinen Schlaf und bohrten sich in die Schrecken seiner tagwachen Träume.

Du Tor, sagte er zu seinem Herzen. Du eitler, unbesserlicher Tor. Glaubst immer wieder an Erlösung, Frieden, Heimfahrt zu den Schuldlosen und Entführten. Es wird nichts vergeben auf Erden und im Himmel. Und am wenigsten, was der Chor der Dämonen der schwachen Kreatur einflößte ins sündige Blut. Es wird nichts vergeben, es wird nur gequält, gemartert, verhöhnt, einen Augenblick lang das Spiegelbild eines besseren Lebens vorgetäuscht, und dann wieder die Geißel geschwungen auf den blutbeuligen Rücken. Die zur Hölle verdammt sind, sollen nicht Freuden des Himmels suchen!

Und sein Blut lohnte auf in dieser verzweifelnden Erkenntnis unrettbarer Verlorenheit, und er ließ es zur Siedehitze aufwirbeln und berauschte sich an seinen unheimlich wilden Blutgefängen. Noch lagen Mollys brechende Augen so deutlich sichtbar im Bette daneben, daß er oft die Decke über die Polster warf, um nicht wahnsinnig zu werden. Doch die verdurstende Gier seiner Sinne konnte das Phantom nicht erlösen, und die Reinheit des Herzens war mit dem Waldkind von ihm gewichen.

Er brauchte, er wollte wieder das Weib.

Und er forschte nach der unbekannten Dichterin und erfuhr ihren Namen. Ein zwanzigjähriges Stuttgarter Mädchen, Elise Hahn geheißten, eine schlanke Taille, blitzende Kohlenaugen und rabenschwarzes Venorenhaar, wartete nur auf sein Wort. Er brauchte nur zu winken, und die gnadenlose Einsamkeit wandelte sich in Nächte üppigster Genüsse und Wonnen.

Er kam von dem Gedanken nicht mehr los. Im Kreise fand er stündlich zu ihm zurück. Und da Waldtraut nicht

kam, auch kein Brief, kein Gruß ihrer Hand, sah er sich von ihr verraten, glaubte sie nunmehr im Lager des Pastors, ja zweifelte nachträglich an der Lauterkeit ihres rätselhaften Besuches. Nichts schmerzte so wie dieser Zweifel am Heiligsten, das er erleben durfte. Pachen der Hölle schien auch hier das Ende.

So führte Gottfried Bürger, allen warnenden Stimmen guter Freunde und eigener besinnlicher Gedanken zum Trotz, sein lustiges und lebensheißes Schwabenmädchen als dritte Gattin heim. Zu Michaelis des gleichen Jahres 1790 wurde das Paar in Stuttgart getraut und zog nach einer kleinen Reise über Heilbronn und Heidelberg in Göttingen ein.

Als der 42jährige Professor, der in Wirklichkeit noch immer Honorarprofessor war und kein festes Gehalt bezog, am Arme der sprühenden 20jährigen Schönheit die Göttinger Allee abschnitt, standen seine Fakultätsgönner Heyne und Kästner und sahen dem Neuvermählten nach.

„Welch eine Eroberung!“ bewunderte Heyne entzückt.

„Welch eine Niederlage!“ seufzte Kästner, der Satiriker.

Die ersten Wochen täuschten neues Glück und neuen Frühling vor. Frau Elise fühlte sich in Göttingen wohl, schrieb glückliche Briefe, sonnte sich am ungewohnten Titel der Professor Bürgerin und besorgte freudig die vernachlässigte Hauswirtschaft. Wie einst Molly, besserte sie an Wäsche und Decken, kochte Kaffee und räumte die Zimmer und bekundete Umsicht und gute Hausfraueneignung. Auch die Damen der Göttinger Gesellschaft, bei denen sie eingeführt wurde, gewannen sie lieb und beglückwünschten Bürger zu seiner trefflichen Wahl.

Bürger selbst stieg noch einmal in seinen Träumerhimmel empor. Aus Verzweiflung und Verlorenheit hatte er diesen Schritt gewagt und nur sinnliche Betäubung gesucht von

allem Qual- und Schmachvollen seines verwetteten Lebens. Nun aber schien aus den heißen Umarmungen der Nächte ein neues tiefes Glück zu erblühen. Schuldlos und ohne belastende Vergangenheit, nur seliger Gegenwart, verheißender Zukunft hingegeben. Er fühlte, wie ein Wunder ihn verjüngte. Nicht nur die Glut seiner Küsse und Liebkosungen wurde vor diesem schlanken, geschmeidigen Frauenleib jünglinghaft heiß und stürmend, auch seine Pulse schlugen schneller, die Hand rundete sich wieder und die fahlen Wangen röteten sich wie Früchte, die spät zur Reife kamen. Und das Seelengesicht, das aus der Unbekannten allmählich entschleiert schien, entzückte den Dichter fast mehr noch als ihr blühender Leib. Er hoffte schon, eine zweite Molly zu finden. Und der Sonne seines Nachmittages winkte er freudig zu.

Ein halbes Jahr später ging Bürger in Schmach und Schande, als Hahnrei verlacht von ganz Göttingen, in Schulden versinkend, von Zweifeln und verhöhneter Liebe gequält und zermürbt. Drei Jahreszeiten weiter — und sein Haus stand wieder öde, verlacht und verlassen, nur von Dämonen und einem Verhungernnden einsam gehütet.

Wie eine Pestbeule, die in Heimlichkeit ihr Gift angesammelt hat, brach plötzlich das Unheil los. War von der Komödiantin über Nacht die Maske gefallen? Hatten ein im Kern gutgeartetes, aber eitles Frauenzimmer die Götzen Gesellschaft, Schönheit, Schmeichelei so verhängnisvoll in den Bann gezerzt? Oder waltete ein Hexenspruch, der die brave junge Ehefrau zur Verschwenderin und Buhlerin umschuf? Bürger stand ratlos vor dem furchtbarsten Rätsel seines Lebens. Und er kannte wieder nur eine Antwort: Euer Werk, Dämonen der Tiefel

Mit Vergnügungs- und Putzucht, Vernachlässigung der Hausfrauenpflichten und Mißachtung jeder Tagesordnung setzte der heillose neue Geist ein. Die kleinen Einnahmen des Privatdozenten, den nur der Titel des Professors zierte,

konnten diesem Luxustreiben nicht standhalten, die unter Mollys Hausführung begonnene mühsame Rettung aus alten Schuldenlasten war in wenigen Wochen vernichtet. Pärrende Ergötlichkeiten im Hause, an denen Elise Gefallen fand, zogen Gäste und Courmacher herbei, die das kokette und eroberungsfüchtige Wesen der schönen Hausfrau bald zu leidenschaftlichen Schwärmern erhitze. Da Bürger diesen Unterhaltungen, die nicht nach seinem Sinne waren, fernblieb und sein stilles Studierzimmer ihnen vorzog, hatten die Verwegensten freies Spiel. Bald mußte die ganze Stadt, wer gegenwärtig der Frau Professor Bürgerin feurigster Cavalier sei, wer es gestern war und wer am meisten Chancen für morgen habe.

„Elise“, bat der Dichter oft, der noch immer nichts Schlechtes glauben wollte, „Elise, denk doch an Namen und Stellung, denk an die Väterzungen der Leute. Du wirst mich ruinieren, wenn du's so weiter treibst.“

Dann trug sie das rührendste Unschuldsgesicht eines Kindes, wenn sie beteuerte: „Liebster, es sind nur einige Wochen harmloser Tollheit, gönne sie meiner Jugend. Ich will dich dafür umso lieber haben!“

Doch ihr Versprechen trog. Auch merkte er bald, wie gleichgültig, ja wie lästig ihr seine Liebkosungen wurden. Ihr Leib entzog sich ihm immer mehr, und Seele und Geist, die er schon glücklich zu entschleiern glaubte, wurden ihm fremd wie die Rätsel einer fernen Sphinxgestalt.

Und endlich ahnte, endlich erkannte er das Schmachvollste. Nun wußte er, was die plötzlich Abgekühlte ihm fernhielt. Und man trug ihm die Namen derer zu, die alle schon in Elises Armen lagen.

Es waren Studenten und junge Ärzte, Barone und Grafen, teils ihm bekannt und sogar befreundet, teils völlig fremd und nur durch seine Frau ins Haus gegirrt. Er

merkte, wie seine Hörer kicherten, wenn er eben die Vorlesung begann und die Schatten der Schufte drüben sichtbar wurden, die zum Stellsdichein eilten. Dann hielt er mit äußerster Kraft an sich, um unbefangen zu scheinen und sein Kolleg zu halten, während er daheim seine Ehre neu geschändet wußte. Wenn er dann totenbleich und mit kaltem Schweiß auf der Stirn den Heimweg antrat, grüßte ihn ein arglos heiteres Rindergesicht: „Du plagst dich zu sehr, mein Viebling. Gott, wie du wieder ausiehst. Ich habe ordentlich Sorge um dich und mußte immerfort an dich denken.“

Und er begann neu zu zweifeln und zu hoffen. Vielleicht bin ich verrückt oder fieberkrank, sagte er sich. Oder er schalt sich: Ich bin ja so schlecht und gemein und verdächtige nur. Und sie ist vielleicht rein wie echte Naturkinder, die eben darum oft den Schein gegen sich haben. Doch kaum hoffte er neu, da traf einer der „Freunde“ zum Abendbrot ein und Elifens Augen und des Secken nur mühsam zurückgehaltene Vertraulichkeiten behoben wieder jeden glücklichen Zweifel.

Es wird nichts vergeben und alles gesühnt. Und es gibt keine Güte über den Sternen, sondern nur Eins: Vergeltung, hohnlachendes Strafgericht. Es gibt vielleicht keinen Gott, sondern nur Dämonen. Diese Gedanken beherrschten wieder seine Nächte und die freien Stunden seiner Tage. Er krümmte sich unter dieser Erkenntnis wie unter Geißelschlägen. Er biß in die geballten Fäuste und schlug sich die Schläfen wund. Er sah die Dämonen, denen er einst schon entkommen schien, im Kreis um ihn tanzen und wußte sich ihnen verfallen bis zum letzten Atemzug.

Ein Ende, ein Endel flehte er mit verkrampften Händen. Ihr guten Engel von einst, Dorette und du vor allem, meine Ganzvermählte, schwebt um mich! Rettet mich! Ruft mich zu euch!

Und die Schatten der Schwestern schwebten heran, friedlich vereint. Und legten die kühle bleiche Geisterhand auf seine fiebernde Stirn. Da entschlief er mild und vergaß die Schmach seines Lebens. Bis der neue Morgen sein wehes Herz in neuen Jammer zwang.

Doch nicht immer nahten die Seligen als gütige Helferinnen. Er sah auch finstere Mienen auf ihrem Schatten Gesicht, Blicke des Vorwurfs, stilles Gericht über sein treuloses Irren und Vergessen.

Ich habe dich niemals vergessen, rief er dann seiner Molly zu, ich hab dich geliebt und gesucht auch in ihren Küssen und Armen! — Da wurde ihr Auge milde, und ihr lieber Mund sprach: Dem Irdischen bin ich fern, nur in den Wolken und stillen Gedanken bin ich zu finden.

Und er küßte die Füße der Entschwebenden und formte am Morgen das letzte seiner Mollylieder:

„Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen wie geschworen.

Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach, zu kurzer Wonne mir geboren.

Weinend, wie zur Sühne, hub ich an:
„Wahn, ich fände dich, o Engel, wieder,
Zog ins Netz der Heuchelei mich nieder!“

„Wisse nun, o lieber blinder Mann,
Sagte sie mit holdem Flötentone,
„Daß ich nirgends als im Himmel wohnel!“

Sonst aber schwieg seine Muse. Es schwieg sein Lehrer-
ruf. Es schwieg alles Lebendige in ihm. Nur die Toten
sprachen, doch auch sie mußten bald verstummen. Bleiernes
Schweigen hüllte ihm Leben und Traumwelt in dumpfes
Grauen.

Zwei Freunde standen an der Seite des Leidvollen. Der
alte Arzt Dr. Althof, dessen Warnerstimme vor dem dritten
Ehebund in den Wind geweht worden war, und der treue
Verleger Dieterich.

„Machen Sie ein Ende, Sie selbst“, rieten sie. „Wir
können Ihre Gläubiger nicht mehr trösten, die Studenten
verlaufen sich, weil sie Ihre Verlorenheit erkennen, Ihr
Name wird in der Stadt zum Gespött. Greifen Sie ein,
retten Sie für sich selbst Ehre, Ruhe, Zukunft. Sonst gehn
Sie zugrunde.“

„Was soll ich tun?“ fragte der Dichter vernichtet. „Soll
ich Othello spielen und sie erdroffeln?“

„Bleiben Sie so ruhig wie möglich, lieber Freund. Einen
bestimmten Fall greifen Sie auf, erzwingen Beweise — Sie
wissen doch immer, wenn Ihr Nest beschmutzt wird — und
übergeben die Akten dem Universitätsgericht. Dann mag
die Buhlerin das Weite suchen, und Sie haben wieder Ihren
Frieden!“

„Meinen Frieden!“ lachte Bürger bitter. „Der wird
nicht lange mehr zögern.“

„Wenn Sie so weitermachen“, drohte der Arzt, „ist's
wirklich bald zu spät. Reinigen Sie Ihr Haus. Das andere
wird sich finden!“

Am nächsten Tage stand Bürger wieder im Hörsaal, da
stießen sich die Studenten und sahen rasch seitwärts zur
Gasse hin. Ein langer magerer Schatten schob sich vorsichtig
an den Häusern weiter. Bürger kannte den Schuft zu gut.
Es war ein junger Brabanter Baron, der ganze Nach-
mittag bei seiner Frau verbrachte. „Er langweilt mich so

entsetzlich“, klagte sie dann. Und doch hatte er beide in un-
zweideutigen Tagen schon überrascht, ohne bisher loszu-
brechen.

Mit halbabweisendem Geiste begann Bürger sein Kolleg.
Doch plötzlich brannte Feuer in seinen Vortrag. Die Stu-
denten wurden mitgerissen, so leidenschaftlich steigerte sich
die Stimme des Dozenten. Er wußte, daß als stilistische und
poetische Probe der Monolog eines Ehemanns folgte, der
Jagd auf die ungetreue Gattin macht. Mit erschütternder
Wahrheitskraft deklamierte er dann die Dichtung.

Und plötzlich blitzte es in ihm auf: Mach jetzt Schluß
— deine Hörer sind fest gepackt und werden dieses frühere
Ende aus dem starken Höhepunkt der Stunde verstehen.
Mach Schluß — und eil heim!

Plötzlich stand er vor dem Schlafgemach. Es war ihm
selbst, er sei auf einem Wundermantel hergeflogen. Nur
flüsternde Stimmen zärtelten aus dem verschlossenen Raum.

Er riß ihn auf.

Und er schlug mit den Fäusten auf die Verbuhlten, die
in ihrer Seligkeit den Eintretenden gar nicht bemerkt
hatten.

Der Baron floh ohne Rock und Hut. Ein derber Fuß-
tritt war sein letztes Geleite. Elise aber warf endlich die
Maske ab.

„Gut, wir lassen uns scheiden“, sagte sie schnell gefaßt.
„Aber bitte, laß alles Deklamieren. Wir wollen es in Ruhe
und Gemütlichkeit abtun.“

Das war das traurige Ende von Bürgers dritter und
leidvollster Ehe.

Als Frau Elise Göttingen verlassen hatte, um ihr wei-
teres Fortkommen auf der Bühne zu suchen, blieb in der
Dichterwohnung ein gebrochener Mann zurück. Seine Liebe
zur Ehebrecherin, in den ersten Monaten ihres Bundes zu

schwärmerischer Anbetung gesteigert, dann in den Zweifeln und Schauern der Qualzeit leidenschaftlich vertieft, war angesichts der schamlosen Offenheit ihrer Schlußbeichte verfliegen. Auch Groll und Haßgedanken konnten nicht ernstlich aufkommen. Es fehlte die Kraft einer starken Seelenregung, die dem Unglücklichen völlig genommen schien. Nur das Antlitz der beiden Frauen leuchtete über seiner nächtlichen Welt. Nicht anklagend oder triumphierend, sondern mild, verstehend und verzeihend, voll unendlichen Erbarmens.

Ihr seht, ihr seid gerächt, rief er ihnen zu. Ihr und alles, was ich eurem Geschlechte getan. Es mußte eine Tochter eures Stammes kommen, in der die Vergeltung Fleisch ward. Es mußte so kommen, die Dämonen haben es so bestimmt und geleitet. Schon jene Neujahrsnacht mit ihren Orakeln fand die Zukunft fest vorgezeichnet. Es hat sich alles erfüllt, Schuld und Sühne. Was übrig blieb, wird bald der Staub verwehen.

Die beiden Freunde Althof und Dieterich übten jetzt treueste Gefährtschaft. Sie unterließen keine Möglichkeit, den Kraftlosen mit neuen Interessen und Lebensplänen zu erheitern. Besonders sein Dichterruhm sollte ihn neu erwecken.

„Lassen Sie sich nicht bange machen,“ ermunterte ihn der Verleger, „wenn etliche Moralitätsnarren vom Schlage Zuchts von Ihnen abrückten. Der Großteil des Volkes steht hinter Ihnen und verehrt Ihren Genius mit dankbarer Demut.“

Bürger lächelte wehmütig.

„Ein Lüstling und Verbrecher bin ich ihnen geworden, sagt der Pastor. Was wissen die von den Leiden und Kämpfen einer einzigen Nacht, diese Sittenrichter und Pharisäer. Daß unser Volk so hartherzig urteilen kann.“

Dr. Althof nahm mit grimmiger Miene eine mächtige Priße.

„Weil es das typische Schulmeistervolk ist“, jagte er zornig. „Rein Volk der Erde hat die eigenen Söhne, wer über das Schulmaß hinauswuchs, so verkehrt, verdammt und verbrannt. Haß gegen alles Große, Nachschüffelei in allem Kleinen, plattester Unverstand überall, wo ein Schicksal nach eigenen Wegen abrollt, Anbetung fester Urteile und feister Popanzen, liebbienernd nach außen, selbstzerfleischend nach innen — da haben Sie bald unser ganzes Volk, wie es wirklich aussieht. Es ist ein Jammer!“

Bürger seufzte schwer auf.

„Und dieses Volk, das mich im Unglück mit Rot bewirft, das mir keine Stätte gab, wo ich friedhaft werden und soviel verdienen konnte wie sein letzter Handwerker, wie hab ich's geliebt. Volksdichter wollte ich werden!“

Dieterich legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm ins Auge.

„Das sind Sie auch, Bürger. Und alle Zukunft wird Sie so nennen. Irr ich mich nicht, so folgt bald eine große Besprechung Ihres Schaffens aus berufenster Feder. Das wird Ihnen wieder auf die Beine helfen. Friedrich Schiller, dem ich seinerzeit Ihre Neuausgabe schickte, soll an einer Rezension schreiben. Auf Umwegen hab ichs von Geschäftsfreunden aus Jena erfahren.“

Nun hellten sich die Züge des Schwermütigen wirklich auf. Eine unsagbar reine, kindliche Freude zitterte über das welke Gesicht.

„Schiller?“ fragte er ungläubig. „Schiller selbst? Den ich mit aller Inbrunst verehere? Der dort in Weimar so gütig zu mir war und mich so verstand? Das könnte wirklich viel gut machen, wenn Schiller selbst — doch ich will nicht nochmals hoffen. Die Dämonen wenden es anders.“

Und sie wandten es anders.

Als der Dichter endlich die Blätter der Allgemeinen Literaturzeitung in der Hand hielt, die ihm Dieterich solang

als möglich zu verbergen suchte, sank er nach der Lektüre als Todverfallener nieder.

Das war der letzte Schlag, murmelte er leise. Jetzt hab ich alles erlitten, was Menschen erleiden können. Nichts blieb erspart, auch das Letzte nicht.

Stundenlang brütete er über der grausamen Schärfe dieser Worte, die das Eigenste seiner Kunst und seines Menschentums traf und treffen wollte. Und immer wieder kehrte er zu den schmerzhaftesten Stellen zurück:

„Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren . . .

Rezensent muß gestehen, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte . . . daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie ihm selbst fehlte . . .

Weit entfernt davon, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zur Bestimmung ihres Wertes wesentlich und nötig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höheren Schönheit aufgeopfert worden? Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Teil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Herr Bürger ver-

mischt sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und statt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen . . . Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wiederfanden (das Klinglingling, Hopp, Hopp, Hopp, Huhu, Sasa, Trallirumlarum u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen und der zweideutige Beifall des großen Hausens durchbringen konnte . . .“

Auch als Dichter gerichtet und zu leicht befunden, stöhnte der Verzweifelte. Auch hier Vergeltung, Vergeltung. Und das warnende Antlitz Herders stand dunkel vor seiner Erinnerung.

Nun waren die Freunde machtlos. Ihr letzter Trumpf war verspielt. Sie begnügten sich, die Not des Darbenden so gut als möglich zu lindern und seine Krankheiten zu bekämpfen.

Denn Not und Krankheit fielen wie eine Meute lauerner Wölfe auf ihr Opfer. Der zerrüttete Organismus brach von Tag zu Tag mehr zusammen. Nerven und Leber machten das Leben zur Qual, dazu gesellte sich chronische Heiserkeit und Stimmchwund, die ihn das Lesen und Dozieren, ja auch die kleinsten Lektionen bei PrivatSchülern einstellen ließen. Bald hatte der Dichter zum Stillen des Hungers nur, was die beiden Freunde ihm barmherzig ins Haus trugen.

Noch einmal bewarb er sich um eine besoldete Professur, da eine systemisierte Stelle erledigt war. Voll bitterer Anklage und doch wieder voll männlichen Selbstgefühls schrieb er an die Hannoversche Regierung: „Wenn man mich lieber in einer Einöde versauern und verkümmern ließe, als ein paar Hundert Taler nach so langem Harren bewilligte, so

möchte es wahrlich von dem Auslande nicht wohl genommen werden. Auch möchte es die Litterärsgeschichte, die mich hofentlich nicht vergessen wird, dereinst nicht zur Ehre der Univerſität und ihrer Vorſteherſchaft melden.“

Ein Gnadengeſchenk von ganzen hundert Talern war alles, was die Regierung als hilfreiche Antwort wußte. Die freie Stelle erhielt ein fremder Bewerber.

Trotzdem reckte ſich in dem verbitterten und verhungerten Menſchen Stolz und Trotz, wenn Krämergeiſt oder Laikaiengeſinnung ihm nahtet. Als Dieterich ihm das Anſuchen einiger Unbekannter um Hochzeits- und Trauer-carmina empfahl, da es gut honorirt werden ſollte, wies er die Zumutung, für Geld Gelegenheitspoefie zu verſchleißen, mit Entrüftung von ſich. Und als Deutſchland in die franzöſiſchen Wirren gewaltsam hineingezerrt und deutſches Blut unnütz geopfert werden ſollte, empörte ſich der Todkranke zu dem klirrenden Troßlied, das im Geiſte der Freiheit, die der Unfreie Zeit ſeines Lebens geſucht und mit ſehnſüchtiger Liebe umſpannt hatte, noch einmal die gebrochenen Schwingen hob:

„Für wen, du gutes deutſches Volk,
Behängt man dich mit Waffen?
Für wen läßt du von Weib und Kind
Und Herd hinweg dich rafften?
Für Fürſten- und für Adelsbrut
Und für's Geſchmeiß der Pfaffen!“

Sonſt klangen die letzten Töne ſeiner Feier müde und verloren ins Leere. Das Vergangene lag tot und begraben, die Gegenwart in Entbehrung und Drangſal, die Zukunft hatte Schillers Kritik ihm verſchloſſen. Zusammenbruch, wohin der Blick auch kehrte. Troſtloſer Abſchied von allen Werten und Herrlichkeiten des Lebens.

So erhob er aus Stille und Einſamkeit ſein Lied der Reſignation, den letzten Wehegeſang ſeines Lebens:

„Nichts kann mir fürder Freude geben,
Kein Saft aus Tokays edlen Reben,
Kein Edelſtein, nicht Goldesglanz,
Kein fettes Mahl, kein Freudentanz.

Laßt alle Roſen, alle Nelken,
Laßt alle Kinder Florens welken,
Zu Wohlgeruch und Honigſeim
Entsprieße meinethalb kein Keim!

Der Sturm mag in empörten Wellen
Mein Fahrzeug, wann er will, zerſchellen!
Mit kaltem, gleichmuthvollem Sinn
Geb ich mein läſtig Leben hin.

Mich täuſchet ferner kein Vertrauen
Auf dieſer Welt. Beim nahen Schauen
Iſt jedes Glück der Erde Wahn —
Kein Weiſer bleibt ihm zugetan.“

Ein ſommerheißer Junitag des Jahres 1794 lag ſchwer über Stadt und Gefilden Göttingens, trunken an eigenen Gluten und ſchwülen Düſten. Wer fliehen konnte, floh in die kühlenden grünen Arme naher Wälder, um für Stunden wenigſtens aus dem Reich der ſiedenden Steine erlöst zu ſein.

Doch aus den Wäldern ſchritt Eine zur gemiedenen Stadt. Eine zwanzigjährige Schöne, voll und waldgeſund, das Geheimnis ihrer Herkunft und ihrer rauſchenden Tannenheimat in den braunen Nichten. Ein gewaltiger Strauß junger Waldwieſenblumen blühte aus dem ſonnegebräunten Arm des Mädchens.

Sie suchte ein Haus des Lebens, wo sie Wochen inneren Erwachens aufkeimen und welken sah. Doch sie fand eine Schwelle des Todes. An der Tür, durch die sie zum Einsamen eintrat, hockte schon wartend der wandergraue Bote des Friedens.

Der sterbende Dichter sah auf. Er hatte schon Abschied genommen von allem Irdischen. Seine Kinder, auf des Arztes Geheiß aus der Fremde gerufen, die ihnen Heimat hieß, hatten scheu und schmerzlos vom wenig gekannten Vater die letzten Grüße empfangen und spielten draußen im Hof. Dr. Althof besuchte Patienten, Dieterich war tätig im Geschäfte, Frau Elisabeth, die Wirtschaftlerin, harrte strickend in ihrer Kammer der Dinge, die kommen sollten. Sie hatte Zeit, so viel Zeit. Und die nötige Ruhe dazu. Mein Gott, es kommt an jeden die Reihe. Was sollte der Fremde sie mehr als billig in ihrer friedhaften Abendstimmung stören.

So war Bürger allein geblieben. Mutterseelenallein in der Stunde des schwersten Abschieds. Er hatte sich darein gefunden. Auch die Geister Dorettes und Mollys waren zum letzten mal von seinem Lager verschwebt. Die Dämonen waren fern, sie hatten ihr Werk getan. Jetzt blieb nur Einer nah — Einer, der an der Schwelle wartete, bis die Stunde ihn rief.

Als die Tür ging, erhob der Dichter den fieber schweren Kopf. Tritt er schon heran? fragte er sich. Ganz furchtlos blieb er. Er hatte Heimweh nach dem letzten Tröster.

Doch Jugend und lebendige Schönheit war es, die sich über sein Bett neigte. Blumen umkränzten den Kranken, frisch und waldduftend, als wäre die sonnigste Wiese selbst zu Besuch gekommen. Das schönste aber der Waldkinder weinte auf seine verhungerten Hände.

„So hast du dein Wort doch gehalten,“ sagte er glücklich. „Spät freilich, etwas zu spät, meine Liebel“

Waldtraut blickte schmerzvoll zum todgezeichneten fahlen Antlitz nieder. Dann nahm sie die Hände des Sterbenden und wärmte sie in den ihren.

„Ich wollte gar früh zurück“, begann sie leise. „War damals ein Kind und verwirrt durch fremde Stimmen der Brust, durch das eifernde Wort des Predigers. Doch kaum war ich fern, heimgekehrt in die Stille der Wälder, kam Klarheit über die Seele. Und ich zog wieder aus, trotz Zieh-mutter und allem Geschrei der Toren, und wußte den Weg. Es war der Weg meines Herzens.“

„Waldtraut!“ rief der Dichter, zugleich beglückt und enttäuscht. „Warum bist du diesen Weg nicht gegangen!“ Sie senkte die Stirn.

„Ich kam bis zur Schwelle wie heute. Doch den Platz, den ich erträumte, fand ich besetzt.“

Ein stöhnender Klagelaut zitterte über die fieber trockenen Lippen.

„Auch das. O mein Gott. Auch das!“

Sie zwang sich zu tröstender Munterkeit.

„Doch jetzt bin ich da — und werde den Kranken pflegen, bis er wieder gesund zur Sonne jubelt und neue schöne Verse baut zur Freude der Menschheit.“

Bürger lachte bitter auf.

„Laß das Lügen, Waldkind, auch das fromme steht dir nicht an. Wer aus dem Walde kommt, soll seine Klarheit nie verleugnen.“

Beschämt verstummte die Trösterin. Schwere Tränen fielen aus den sonnigen Augen.

„Und neuer Verse bedarf es nicht“, setzte der Dichter fort, es würgte ihm der Schmerz jedes Wort in der Kehle. „Die alten sind auch verloren, sind verurteilt und fahren mit mir zur Grube. Nichts, nichts, das bleibt!“

Da flammte das Mädchen empor.

„Wer wagt das zu sagen? Wer Ihre Unsterblichkeit zu schmälern, die kein Dichter unsres Volkes schwerer errungen hat? Ich bin viel gewandert durch Welt und Ferne, seit ich hier umkehren mußte und mein zuckendes Herz in beide Hände nahm. Als Vortragende und Sprecherin stand ich auf vielen Bühnen und in zahllosen Sälen. Und immer blieben es Ihre Lieder, Ihre Balladen und großen Gestalten, die den reichsten Beifall errangen.“

Die Augen des Dichters leuchteten mit magischem Glanze. Die nahe Verklärung kündigte sich an. Er tastete mit den Händen nach ihren Armen.

„Täuscht mich kein Sterbephantom?“ zweifelte er. „Ist das Wahrheit, Waldtraut? Du hast meinen Namen verbreitet, und er wurde wieder in Ehren genannt?“

„Er wird nur in Ehren und Dankbarkeit genannt“, sagte sie warm. „Und so soll es bleiben in Ewigkeit.“

„Amen!“ hauchte es glücklich. Der Kopf fiel schwer zurück. Der Mund konnte den Abschied nicht mehr stammeln. Nur die Hand legte glücklichen Dank in einen letzten, festen, heiß umklammernden Gruß.

Waldtraut kniete stumm neben dem Entschlafenen.

Dann schlug sie sein Liedebuch auf und sprach mit klarer Stimme die Worte, die er einst dem Großvater gewidmet, als Totenweihe über den Leierlösten:

„Dieser Biederselle Flecken
Rüge keine Lasterung!
Denn was Flecken war, vermodert —
Nur der Himmelsfunken lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung!“

Und sie rief Frau Elisabeth und die Kinder und sagte, sie sollten die Schuhe ablegen vor dem heiligen Raum. Ein Unsterblicher habe hier seine sterbliche Hülle gelassen.

Vom gleichen Verfasser erschienen im Verlage E. S t a a k m a n n, Leipzig.

Die graue Stadt — die lichten Frauen.

Ein Theodor = Storm = Roman. 1922. 15. Tausend.

„Ein Werk, dem großes, uneingeschränktes Lob gebührt. Es gehört zum Besten der neuen Literatur.“ (Dr. v. Morton in der Münchner Allgemeinen.)

„Emil Hadina, der Sudetendeutsche, der unentwegte Kämpfer für reines, geklärtes Deutschtum, ist auch der berufene Gestalter Storms, des deutschen Kämpfers. Ein Buch unserer Zeit, ein Buch vom ewigen Deutschtum.“ (Dr. Robert Hohlbaum im Neuen Wiener Abendblatt.)

Suchende Liebe.

Ein Buch von Frauen und Heimweh. Roman. 1919.

„Da ist nichts Er künsteltes, sondern Wirklichkeit, herb und doch so schön, da das große Gültigsein die Pfade weist. Ich möchte das Buch in keiner echten Volksbücherei missen.“ (Dr. Lüdke im Ostland, Berlin.)

Das andere Reich.

Novellen und Träume. 1920.

„Empfindungen, so fein und zart, daß es wie ein Wunder erscheint, sie in Worte gebannt zu haben. Glückselig sind wir, daß wir in Andacht kosten dürfen aus diesem kristallklaren Born!“ (Tägliche Rundschau, Berlin.)

Lebensfeier.

Neue Dichtungen. 1921.

„Dies Bändchen wird in der Tat zur Feier, so stark und voll schwingen darin die Glöckchen einer echten Dichtersprache. Echte deutsche Träumerschnsucht, die in allem Erleben den ewigen Sinn sucht.“ (Mline Alberti in der Grazer Tagespost.)

Außerdem der Novellenband „Kinder der Sehnsucht“ und die Lyrikbücher „Nächte und Sterne“ und „Heimat und Seele“, worüber das Neue Wiener Tagblatt schreibt: „Hadina hat nach dem Erscheinen dieser Büchlein keinen deutschen Poeten, der in seiner Art höher stünde. Bücher des Trostes und heiliger Labfal. Greifet alle darnach!“